

du

März 1999 / Heft Nr. 693

Silvia Andrea

Andreas Bellasi

Markus Bühler

Iso Camartin

Martin Fröhlich

Andrea Garbald

Bruno Giacometti

Guido Magnaguagno

Ilma Rakusa

Giovanni Segantini

Anna Schindler

Maya Widmer

GOTTFRIED SEMPER IM BERGELL.
DIE GARBALD-SAGA



DAS TAL

UNTER HOHEM HIMMEL. Von Andreas Bellasi2

15 AUFNAHMEN. Von Markus Bühler6

EIN HAUS, EINE FAMILIE, DAS TAL – WELTEN. Von Marco Meier14

DIE FAMILIE

VAL BREGAGLIA – TAL DES ÜBERGANGS. Von Silvia Andrea1

SILVIA ANDREA – POETESSA. Von Maya Widmer24

LIEBE AUF DEN ERSTEN BRIEF. Von Anna Schindler30

BONDO, «BUN DI». Auf den Spuren von Silvia Andrea. Von Ilma Rakusa33

STUNDE DER ÖFFNUNG. Die Bibliothek Garbald. Von Iso Camartin48

FAMILIENAUFNAHMEN. Von Andrea Garbald49

DIE NÄHMASCHINE. Eine kleine Geschichte für Frauen. Von Silvia Andrea50

ANDREA GARBALD – FOTOGRAFO. Von Guido Magnaguagno53

DIE ARCHITEKTUR

GOTTFRIED SEMPER – ARCHITETTO. Von Martin Fröhlich37

VERWANDTSCHAFT. Sempers kleine Schweizer Bauten. Von Beate Schnitter 41

EPILOG

SEGANTINIS SCHWELLE ZUM PARADIES. Von Silvia Andrea62

hinterland

JOURNAL DES DORFES UND DER WELTEN

KINO
Jörg Kalt X

SIE + ER
Margrit Sprecher XI

FOTO-REPORTAGE
Tomas Muscionico XII



CAFFÈ CISALPINO
Dieter Bachmann XV

VERREISEN
Camille Schlosser XVII

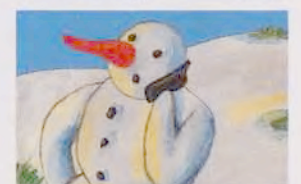
TRANSISTOR
Gerwig Epkes XVIII

BRIEF AUS AMERIKA
Lars Gustafsson XIX

WIRED
Christina von Braun XXI

NO NEWS
Georg Brunold XXIII

SO SCHÖN BEISEIT
Werner Morlang XXVII



Editorial V

Leserbriefe XXIV

Autorenverzeichnis XXVI

Impressum XXVI

Vorschau XXVIII



GOTTFRIED SEMPER
IM BERGELL.
DIE GARBALD-SAGA
ISBN 3-908515-26-2

Der Bergeller Zollbeamte im besten Alter hatte sich im fernen Engadin verliebt. In einem Brief an seine Geliebte schreibt er vom Wintereinbruch, der ihm über Nacht den ganzen Blumenflor im Gärtchen mit schonungsloser Hand vernichtet hat: «Gestern habe ich für dieses Jahr den letzten Strauss gewunden. Übrigens komme ich mit der Pflege meines Gartens nicht gehörig um; ich habe mich deshalb entschlossen, nächstes Jahr eine Gärtnerin zur Aushilfe anzustellen. Du würdest vielleicht eine geeignete Person wissen? Sie könnte auf rücksichtsvolle Behandlung rechnen und ich wäre bereit, mich zu verpflichten, sie lebenslänglich zu behalten, natürlich wenn sie mir gefällt. Ein prächtiger Anlass für Gärtnerinnen.» Noch leicht verschämt hatte die junge Frau dem «liebsten Freund» vorerst geantwortet: «Ist es wirklich wahr, dass ich einem Herrn, der eine Brille auf der Nase und eine Botanisierbüchse auf dem Rücken trägt, einen Liebesbrief schreiben und ihm ganz gemächlich «Du» sagen soll?» Das war im Oktober 1860. Bis im April des darauf folgenden Jahres ging es zwischen den beiden brieflich heftig hin und her, oft heiter, unbeschwert, dann wieder zögerlich und besinnlich. Im Mai 1861 heiratete der Zolleinnehmer Agostino Garbald von Castasegna die zwölf Jahre jüngere Zuozerin Johanna Gredig. Es war der Anfang eines ungewöhnlichen Familienschicksals. Die Garbald-Saga nahm ihren Lauf.

Es ist eine Entdeckung zu machen. Was wir Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, mit diesem Heft vorlegen, dokumentiert erstmals ein intimes Stück Kultur des 19. Jahrhunderts, wie es im Kleinen für die Gründerzeit der modernen Schweiz kaum aussagekräftiger sein könnte. Und dabei waren die Garbalds im Bergell und erst recht darüber hinaus schon fast in Vergessenheit geraten. Da stand in Castasegna nahe der Zollstation zwar noch ein Haus aus der Zeit von bemerkenswert eigenwilligem Charme, im Stil irgendwie südlicher als die benachbarten Palazzi aus dem 19. Jahrhundert, der Garten von beachtlicher Grandezza und eine Pergola von ganz und gar toskanischer Eleganz. Mitte der achtziger Jahre zogen neue Mieter in eine Wohnung der Villa. Der in Zürich lebende Fotograf und Künstler Hans Danuser war zusammen mit seiner Frau Brigitta in die Talschaft gekommen, weil sie im hiesigen Spital eine Stelle als Assistenzärztin angetreten hatte. Den beiden fiel bald einmal auf, dass ihre Behausung in Castasegna von besonderer Qualität war. Hans Danuser war irgendwann unter dem offenen Dachstock auf die

Hinterlassenschaft der Familie Garbald gestossen. Da war doch was. Er – der Fotograf – fand alte Fotos, Glasnegative, fotografische Gerätschaften aller Art, Bücher, Briefe.

Schicht für Schicht tat sich in der Folge der Mikrokosmos eines bewegten familiären Schicksals auf. Die Villa Garbald ist tatsächlich nicht irgendein Haus, vielmehr der einzige je vom grossen Baumeister Gottfried Semper für den cisalpinen Raum geplante Bau. Ein Prototyp neoklassizistischer Schlichtheit und Reduktion, eine Art Urform südlicher Behausung. Und ein Zolleinnehmer, der sich in die Enge einer Talschaft hinein sein Haus von einem Architekten mit Weltruf planen lässt, wird auch nicht unbedingt dem Ideal des ergebenen Staatsdieners nacheifern. Die Botanisierbüchse, Metapher liberalen humanistischen Forschergeistes, galt diesem Beamten zweifellos mehr als irgendwelche Insignien gouvernementaler Würde. Ein Karrierist war er schon gar nicht, hätte im Zollwesen durchaus aufsteigen können, zog es aber vor, in kultureller Nähe zum Süden dem allgemeinen Weltgeist nachzuspüren, wann immer er dazu Zeit fand. Er war ein leidenschaftlicher Wetterbeobachter, Bienenzüchter, Erfindergeist, in allen Sparten der zeitgemässen Lebensbewältigung unterwegs, arbeitete an einem Lehrbuch für die Volksschulen, an einem agrarwirtschaftlichen Modell für die Talschaft. Und hätte liebend gern ein Luftschiff erfunden.

Im nahen Val Chiavenna in Italien unterhielt man einen eigenen Rebberg. Im Volksmund ist der einfache Zoller zum Zolldirektor aufgestiegen, obwohl ein solcher eigentlich nur in Chur amtierte. Seine Frau Johanna begrüsst man mit «Padrona». Auch sie war alles andere als das sonst im Beamtenhaushalt des 19. Jahrhunderts übliche manierliche Heimchen. Sie war eine Dichterin, die damals bald weitherum bekannte Silvia Andrea. Drei Kinder brachte sie zur Welt. Und auch diese – Andrea, Margherita und Augusto – neigten ihr Leben lang nie auffällig zu bürgerlicher Anpasstheit. Andrea Garbald, der älteste Sohn, war ein Fotograf geworden. Er hat ganz im Sog der Zeit die Botanisierbüchse mit einer modernen Apparatur des Sammelns ersetzt und ging seiner Leidenschaft mit höchst eigenwilliger Kreativität nach. Er war ein Künstler seines Faches. In Castasegna veranstaltete er unter freiem Himmel die ersten Filmvorführungen. Es wehte mit den Garbalds wahrlich ein Geist von weiter Welt durchs enge Tal der Maira.

Und auch das Tal, in dem diese Welten walten konnten, war schon immer ein ganz besonderes gewesen. Es war zwischen Nord und Süd – lange bevor der Gotthardpass für den Verkehr erschlossen wurde – einer der wichtigsten Verbindungswege. «Rätians ganze Bedeutung kommt von dieser Schlüsselstellung her, die es dem Besitz der Alpenübergänge, von Chur aufwärts über die Lenzerheide und das Oberhalbstein oder durch das Albulatal nach dem Engadin und dem Bergell, verdankte», schrieb Jean Rudolf von Salis einst in seiner kleinen Schrift zur Geschichte der Talschaft.

Hier war die Enge des Eigenen immer mit den Weiten des Fremden konfrontiert. Was sich im 19. Jahrhundert am Beispiel der Garbaldschen Familiengeschichte durchaus zu metaphorischer Bedeutung verdichtete. Euphorisch war hier nach der Entstehung der modernen Schweiz der Geist des liberalen Jahrhunderts am Wirken, der Geist der Gedankenfreiheit, der kulturellen Toleranz und Verständigung. Aber auch das Scheitern kündigte sich synchron zu restaurativen Bewegungen der Schweiz im Drama der Familie Garbald an. In zweiter Generation implodierte der offene Geist dieser Menschen kurios im dunklen Schlund familiärer Zurückgezogenheit, von der sich schwer sagen lässt, wo diese ihren Anfang nahm und warum.

War es Augusto, der jüngste Sohn, der im Tal als schwarzes Schaf galt, dem Alkohol verfallen, ausgewandert nach Brasilien und dort früh verstorben? War es eine Krankheit der Tochter Margherita, mit der sie seit Geburt zu kämpfen hatte? Sie hatte eine grosse Liebe, die schmerzlich verfliegen war, wäre ohne Zweifel gerne Mutter geworden. Und auch der Fotograf blieb letztlich unverstanden mit seinen zur Unschärfe neigenden Bildern. Er galt immer als «little out of focus». Und war es schliesslich auch.

Antworten gibt diese «du»-Ausgabe nur spärlich. Sie versucht zu beschreiben und abzubilden, was sich aus einer ersten Annäherung an den Nachlass zu Gewissheiten fügt. Fotografie ist zu besichtigen, das Haus von Gottfried Semper wird begreifbar, und die wunderbare Literatur von Silvia Andrea gilt es neu zu entdecken. Und es ist von einem herrlichen Tal zu berichten, das sich am Ende des 20. Jahrhunderts ein

weiteres Mal von Grund auf neu im Weltenlauf zu-rechtzufinden hat.

Dreimal hat sich in der jüngsten Geschichte die Modernität am Bergell vorbeigeschlichen. Seit der Einweihung der Gotthardbahn 1882 war klar, dass der Nord-Süd-Verkehr endgültig andere Wege gehen würde. Und auch der Welttourismus des 19. Jahrhunderts kam nicht ins Tal, machte sich vielmehr im Engadin breit. Selbst die Elektrizitätswirtschaft

blieb hier bis in die fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts fern. Heute sind die Zürcher Kraftwerke allerdings der grösste Arbeitgeber im Bergell. Ist es aus heutiger Sicht vielleicht gar eine Chance für diese Talschaft, dass der sogenannte Fortschritt hier nicht mit aller Gewalt und Zerstörung Einzug hielt? Ein Tal als Fanal und Aufforderung, sich seiner geistigen und kulturellen Werte neu zu vergewissern,

um gelassen wie einst mit der Welt ins Gespräch zu kommen. Die Val Bregaglia war schon Europa, als sich die Eidgenossen im Inneren dieses Landes noch heftig die Köpfe einschlugen. Vaut le voyage, physisch und ganz besonders auch im Kopf!

PS: Einen speziellen Dank will ich hier noch all jenen aussprechen, die seit Monaten an dieser ersten Auslegeordnung zur Garbald-Saga mitgedacht und mitgearbeitet haben. Hans Danuser, dem Präsidenten der *Fondazione Garbald*; Bea Calzaferri vom *Verein für Bündner Kulturforschung* und ihrem Partner Gian Gianotti, Regisseur; Maya Widmer, der Wiederentdeckerin von Silvia Andrea; dem Architekturhistoriker Martin Fröhlich, dem Semper-Spezialisten par excellence, und schliesslich Gian Andrea Walther, dem Präsidenten der *Società culturale Bregaglia*, der mich vor Ort begleitet hat.

Marco Meier



Eine der bekanntesten Fotografien von Andrea Garbald: die Familie von Augusto Giacometti; ganz links Alberto, 1904.

© FONDAZIONE GARBALD

Von Spino führt die Strasse an einer nüchternen Halde vorbei, die nichts von der Herrlichkeit über ihr ahnen lässt, nach dem letzten Bergellerdorf, Castasegna. Reizend und abwechslungsreich ist aber der Weg, der sich bei Spino von der Hauptstrasse abzweigt und sich zuerst durch Kastanienwald, dann an einem steilen Abhang in raschen Kehren nach Soglio hinaufwindet. Soglio liegt auf einer sonnigen Terrasse des Monte Gallegione inmitten saftiger Wiesen. Die Terrasse hat Felsengrund; man sollte daher meinen, das Dorf wäre sicher; aber im Jahr 1844 drohte Gefahr vom darüberliegenden Wald. Nach anhaltendem Regenwetter zeigten sich im Boden Spalten und Risse; Erde und Steine lösten sich los und gerieten in rollende Bewegung. Mit Schrecken musste man sich überzeugen, dass der Wald ins Rutschen gekommen war. Man traf energische Vorkehrungen; Bäume wurden umgehauen und das Wasser abgeleitet. Die Bewegung hörte auf. Nun sind die Spalten ausgefüllt und überwachsen; Gebüsch und Bäume haben ihr Wurzelnetz in den Boden geschlagen und niemand denkt mehr an Gefahr.

Soglio ist die Heimat der hochgewachsenen, starken Männer und Frauen; es ist das einzige Dorf im Bergell, das seinen landwirtschaftlichen Charakter rein bewahrt hat. Hier will die Auswanderung nach fremden Städten nicht gelingen. Die Leute, die an Bergluft und ländliche Arbeit gewohnt sind, bekommen in der Fremde Heimweh und ihre Gesundheit leidet. Die wenigen, die das Wagnis unternehmen, kehren gewöhnlich bald heim. SILVIA ANDREA



Val Bregaglia – Tal des Übergangs

UNTER HOHEM HIMMEL

Von Andrea Bellasi

Eigentlich beginnt hier der Süden: das Val Bregaglia schlängelt sich eng vom Maloja an durch mächtige Gebirgswände hinunter nach Chiavenna, dem Tor zur Welt. Doch es ist ein steinernes, schattiges Land, und die Menschen, die hier leben, trotzen dem Berg jeden Tag ihrer Existenz ab. Eine Erkundungsreise durch ein nervöses Tal.

Ein Hund kläfft. Zunächst ist nur der Widerhall vom nackten Fels zu hören. Dann das Tier. Es friert. Zittert. Und kläfft. Es springt, da es uns sieht. Und hängt in seiner Kette. Hechelt, jault, winselt.

Der Ort: Canete im Valchiavenna, fünfhundert Meter von der Schweizer Grenze entfernt. Schattenzeit. Kein Sonnenstrahl trifft das Dorf, das eigentlich kein Dorf ist. Keine Piazza jedenfalls. Bloss eine Ansammlung hingeworfener Häuser, Ställe. Armselige Behausungen zwischen Kastanienbäumen. Und ein Bildstock, verblichen, die letzte Station eines Kalvarienberges, der vom Stausee heraufführt.

Luigi beruhigt den Kläffenden. Redet auf ihn ein. Krault ihm das schütterte Fell. Braucht dazu nur wenig Worte.

«Was für ein Leben!» Luigi, der Bocciaplayer, zuckt die Schultern. Lädt uns in seine Cantina. Zum Glas Wein.

Gebirge. Grandios. Und überwältigend. Im zweifachen Wortsinn. Dies ist die erste Wahrnehmung. Von oben betrachtet. Mit Schauern. Oder hell begeistert. Von Norden her, wo es zum Engadin jenen herben Kontrapunkt setzt, den niemand erwartet und der alle verblüfft, von da ward das Bergell immer wieder besungen und gefeiert. In Prosa und Versen. Als kürzeste Verbindung zwischen Waldgrenze, alpiner Welt und südlicher Vegetation, milder Wärme.

Noch scheut kein Schatten die Schauenden. Maloja, der Pass, liegt ganzjährig im Licht. Um so abgründiger gähnen die jäh abstürzenden Felsschründe. Der mysteriöse Graf de Renesse, der 1882 bis 1884 das glamouröse Hotel Palace und den Turm Belvedere herbeispekulierte, spielte mit diesem Schrecken. Dass er sich, verzweifelt, weil von Gläubigern verfolgt, von seinem Wohnturm in die Tiefe gestürzt habe, ist indes Legende. Er starb in Nizza, fromm und eines natürlichen Todes.

«Nicht alle Wege herab stimmen von vornherein trüb.» Schrieb Ernst Bloch. Der Hoffnungsphilosoph (1885–1977), vor den Nazis in die Schweiz emigriert und von dieser ausgewiesen, unternahm 1934 den «Maloja-Chiavenna-Drift». Damals wie heute fällt die Strasse über siebzehn kühne Kehren auf einer Kürze von sechs Kilometern schroffe zweihundert Höhenmeter in den Talkessel von Casaccia hinab. Weitere markante Talstufendrifte folgen. Und lassen die Jahreszeiten hinter sich. Auch Bloch wuchsen dabei die Berge «in unglaubliche Höhe» und «haben jeden Blickbezug zum Boden verlassen, fast jeden Raum zwischen sich und einem Himmel, wohin sie nicht so sehr ragen, als sie ihn zur Hälfte wegnehmen und selbst Himmel geworden sind» – kurzum: «es ist terminus humanitatis, ja der Erde».

Als Bloch in Castasegna die Grenze überschritt, soll er, so kolportierte Karola Bloch 1981 ihre Erinnerung, «Evviva l'Italia!» gerufen haben. Theo Pinkus, des Philosophen Freund, hatte eine leicht andere Version: Nachdem er seinen Fuss ins faschistische Italien gesetzt hatte, drehte er sich zu den Schweizer Zöllnern um und rief ihnen zu: «Viva la libertà.» Bloch selber beschrieb die Szene im «Maloja-Chiavenna-Drift» so: «Halt an der Grenze, durch eine Brücke bezeichnet. Wie denn der heutige Eidgenosse und der Faschist auch politisch nicht so sehr getrennt sind, es sei denn durch die Höflichkeit des letzteren.»

LICHT UND SCHATTEN. Nach Stampa, dem Herkunftsort der Künstlerdynastie Giacometti, weitet sich das Tal. Ein bisschen nur. Noch entlassen es die Gebirgsflanken nicht ins wärmere Licht. Und das bleibt auch bloss Idee.

Darum hält sich das geflügelte Wort: Dem Bergell seien deshalb so viele Künstler erwachsen, «weil es so wüst ist, weil

man hier nicht leben kann, wenn man nicht Kunst macht». Sagt Piero Del Bondio, der Flüchtige aus Borgonovo, der Maler, Bildhauer und Theaterkünstler, für den der Süden in der Provence liegt, in der Toscana, in Sizilien, der sich in Rom und Paris heimisch und da ebenso einsam fühlt. Ihm ist sein Tal zu eng, zu wild. «Eigentlich nur geschaffen für Gens, nicht für Menschen.» Zumal die Topografie ist ihm nicht geheuer. Rundherum Gebirgsriegel. Und nirgends ein Horizont. Die versperren nicht bloss jede Fernsicht. «Die Gedanken bleiben gerahmt, begrenzt, beschränkt.» Viele Talbewohner, erzählt der Flüchtige, empfänden die Landschaft als Schutz. Sie fühlten sich geborgen und aufgehoben.

Aber Piero Del Bondio leidet an Fernweh. Und widerspricht sich. Seine Inspirationen beziehe er von aussen. Chinesische Malerei und Kalligrafie sind seine letzten Beschäftigungen. Krisen und Katharsen nennt sie der Flüchtige. Aber sie lehrten ihn, seine Umgebung neu zu lesen. Das allgegenwärtige Gebirge, zumal seine einzelnen Faltungen, geraten ihm so plötzlich zu emotionalen Objekten, und Naturphänomene erschliessen sich ihm als Zeichen, ähnlich in ihrer Gestalt kalligrafischer Strichkompositionen, und Schichtungen eines Steins als Wunder. Darüber staunt er.

Seither schreckt ihn auch nicht mehr, dass im Ost-West-verlaufenden Tal während zwei bis drei Monaten keine Sonne aufgeht. Die Schattenzeit, die er früher floh, erträgt er. Immerhin sei die Welt ohnehin viel zu hell beleuchtet. Was die Menschen oft bis zur Blindheit blende. Im übrigen brauche es den Schatten, um das Licht zu finden. Sagt's und verschwindet durch seinen Regenbogen.

GNEIS. Gegenwärtig ist im Bergell tatsächlich nur das Gebirge. Der Rest ist Vergangenheit. Glorreiche und famose. Aristokraten und Künstler. Ruhmvolle Geschichte. Und Bände vollen Lobes und wortgewordener Sehnsuchtsstillungen. Davon zehrt das Tal. Bis es sich daran ausgezehrt. Der musealen Starre vollends verfällt.

Das Aufbäumen der Bergeller Gipfel gehört erdgeschichtlich zum jüngsten al-

pinen Geschehen. Und das Gestein ruht auch heute noch keineswegs gefestigt. Allgegenwärtig ist darum auch der Bergsturz. Etliche Dörfer, zumal im Valchiavenna, sind auf deren Schuttkegel gebaut. Und die offenen Abbrüche im Fels bei Vicosoprano, Sant'Abbondio, Piuro und Villa di Chiavenna datieren alle aus letzter Zeit. Auch die Verbauungen, welche vor dieser brüchigen Melange schützen sollen. Die Leute verharren. Felsverbunden. Ihre Wurzeln stecken tief im Gestein.

Und dies ist metamorpher granitischer Zusammensetzung. Unter Druck, Schiebung, Reibung wandelte sich der ursprüngliche Granit zu einem plattigen Orthogneis. Unter Soglio wird er zweifach abgebaut. Seine Besonderheit ist seine warme, fein strukturierte Grau- und Grünfärbung. Er ist leicht spaltbar, frostbeständig, weil er kaum Wasser führt, farbecht, wo er nicht draussen, der Witterung ausgesetzt, im Laufe der Zeit natürlich nachdunkelt und sofern er drinnen nicht durch tägliche Benutzung normal finstert. Draussen findet er vorab als Dachplatten Verwendung. Allein im Bergell, wo die Baugesetze solche vorschreiben, beläuft sich der Bedarf jährlich auf einige tausend Kubikmeter. Ferner besteht Nachfrage für beschichtete Gneis-Platten, geflammt, geschliffen oder naturroh, als Fassadenverkleidung, Wandplättelung und Bodenbelag. Auch als Grabsteine. Und als Rohlinge für behutsam erarbeitete abstrakte Skulpturen. «Nur polieren sollte man sie nicht», meint Dolfo Schumacher, der Steinbrecher. Dafür sei sein Soglio-Quarzit zu weich und naturbelassen schön genug.

Geologisch korrekt heisst der abgebaute Soglio-Quarzit «plattiger Muskowit-Biotit-Alkalifeldspath-Plagioklas-Gneis». Im Tagbau bei Promontogno sind die Ressourcen inzwischen erschöpft. Doch schlummern vom begehrten Gestein Reserven im Berginnern. Die sollen künftig im Kavernenabbau gewonnen werden. Bis ins Jahr 2025 soll der Berg unter Soglio zwanzig Meter hoch, zwanzig breit, bis hundert tief ausgehöhlt werden. Dabei fällt, wie bisher im Tagbau auch, reichlich Totmaterial an, Brocken, denen die hohe Qualität fehlt. Der Ausschuss schüttet neue Halden und Erhebungen auf. Rekultiviert, möblieren sie die Landschaft um. Die geförderten Gneis-Quader werden in Prosto bei Chiavenna, wo der Betrieb rentabler arbeitet, zersägt und hernach zur Endverarbeitung wieder nach Promontogno transportiert. So finden zehn bis fünfzehn italienische Grenzgänger Lohn und Brot.

Dolfo Schumacher arbeitet mit weniger Männern. Und bearbeitet sein Gestein an Ort und Stelle der Gewinnung. In seinem Bruch unter Soglio, wo vor ihm schon hundert Jahre abgebaut wur-

de, stösst er ab und an auf Andeerer und Splügen-Granit-Findlinge, oft eisen- oder quarzhaltig. Viel Masse sei es nie, kaum mehr als ein Kubikmeter. «Aber doch jedesmal eine Sensation», sagt der Steinbrecher. Was die gewaltige Kraft der Faltung hierher gedrückt und verschoben habe. Dolfo Schumacher bricht jährlich gegen 300 Kubikmeter Soglio-Quarzit. Die Frage ist bereits geflügelt: Wie lange thront das Sonnendorf noch auf seiner begehrten Quarzit-Terrasse? «Mich überlebt es sowieso», lacht Dolfo. Sein Atem rasselt. Silikose. Er keucht. Raucht Kette.

Zur Absprengung des Gesteins, zur Spaltung der Brocken, dafür brauche es Männer fürs Grobe. Aber seine feine Bearbeitung sei ein diffiziles Metier. Und, Dolfo betont es nachdrücklich, ein visuelles. «Was zählt, ist das Auge. Und der erste Blick.» Nachbessern helfe nie. Zu rasch sei der Stein verdorben, wenn man nicht schon im Rohling das fertige Endprodukt erkenne. Dolfo Schumacher hat sein Handwerk von Naturtalenten aus dem Valchiavenna und vom Vater gelernt. Man müsse in den Stein hineinwachsen, seine Beschaffenheit, seine inneren Spannungen fühlen können. Nur gehe dieses Wissen leider mehr und mehr verloren. Die alten Steinarbeiter sterben aus, ohne dass sich die junge Generation für ihre Geheimnisse interessiere. Dolfo sieht sich als einen der letzten dieser Überlieferung. «Wenn ich tot bin, liegt der Steinbruch still.»

Strahlendes Tal. Wer den Berg nicht flieht, geht in ihm auf. Wird selber Teil des Gesteins. Bruno Ritter sieht das allgegenwärtige Gebirge erotischer. Ihm klaffen an den Talflanken die offenen Runsen und Schründe vaginal. Das eruptiv gefaltete Gestein gebiert sich als Schoss. Und zwischen halb vernarbten Wunden ragen Phallen. Der Grenzpendler malt in den Farben des Tals: gelb, orange, braun, grün und blau. Verkrümmte Leiber. Erratische Glieder. Der Berg wird Frau. Die Felsen: Schenkel, Bauch und Brüste. Reduziert bis zum Torso. «Weil es kein Entrinnen gibt.» Und mit dem Menschen das Tier. Hilflos ebenso. Dem Steinschlag ausgesetzt. Beim Weiden im Unterholz. Oder der Blutgier innerhalb einer verqueren Nahrungskette: der Hund, der wildernd ein Schaf reisst.

Dazu strahlen die Talflanken. Verstrahlen Radon, das radioaktive Edelgas, das beim Zerfall von Radium entsteht und aus Poren und Rissen im Gestein strömt. Weil es zu den jüngsten geologischen Formationen gehört, ist das Bergell oder Valchiavenna eine der hochradioaktivsten Gegenden Europas. Radon ist ein Lungenkrebs-Risiko. Messungen einzelner Häuser schlugen mit überdurchschnittlichen Werten aus. Worüber freilich nicht

gesprochen wird. Weil die Gefahr schweigend gebannt werden soll.

Aber Bruno Ritter, der Grenzgänger, redet davon. Weil es ihn fasziniert. Und lacht. Mit schelmischem Sarkasmus. «Wer sich nicht umbringt, stirbt hier meistens an Krebs.» Der Maler, in Schaffhausen an der Grenze aufgewachsen, wanderte zu Beginn der achtziger Jahre, weil ihn die Schweiz vergraulte, ins Valchiavenna aus. Heute arbeitet er in Chiavenna und pendelt täglich die 1500 Höhenmeter auf der Kurzstrecke von 32 Kilometern zwischen Maloja, Chiavenna und zurück. Was, sagt er, manchmal nicht im Kopf auszuhalten sei. Die Luftdruckdifferenz bereitet physischen Schmerz. Und der Nordföhn treibt zur schieren Raserei.

Sinnestrübung durch Reizüberflutung? Die Landschaft bleibt konstant. «Wenn man sich mit ihr auseinander-gesetzt und sie akzeptiert hat.» Aber die Stille trägt. Es ist ein nervöses Tal. Untergründig rumort eine ständige Erosion. Der Pendler zwischen und über die Grenzen merkt es den Leuten an. Sie sind unsicher, geben sich nicht preis. Nicht bloss die Alten gehen gebückt. Und sie bücken sich nicht nur beim Kastanienlesen. Sie gleichen der Landschaft. Der Berg hat sie gebeugt. In Demut ergeben sie sich dem Leben. Und deklinieren es mitunter bis zur Depression. «Die gebückte Körperstellung ist die Vorahnung des definitiven Sturzes.» Sagt Bruno Ritter.

Jedenfalls liege gewaltig viel in der Luft. Knisternd, flirrend, rauschend, explosiv. Die Menschen sind Bergler. Das meint auch: sie besitzen einen feinen Sinn, eine Sinnlichkeit für die dräuende Katastrophe. Eine Schneelawine, eine Schuttlawine, ein Bergsturz. Aber wer im Tal überleben will, ignoriert die Bedrohung. Verdrängt. Verharrt in Lethargie. Und in der absurden Illusion, dem Berg seine Existenz abzutrotzen. Bergler wännen sich immer stärker als der Berg. Oder sie ziehen weg, wandern aus. Und schleppen ihre Heimat im mentalen Rucksack ein Leben lang mit sich herum.

Dass sich schweizerischerseits das Bergell praktisch entleert hat, erklärt sich freilich vorab ökonomisch. Während das italienische Valchiavenna, bis in die frühen siebziger Jahre mausarm, seit je dichter besiedelt war. Dazu erfährt es in den letzten Jahren Bevölkerungszuwachs. Wobei die neu erstellten Wohnhäuser akkurat dort hingebaut werden, wo das Gelände augenfällig instabil ist. Die Fenster ihrer Häuser öffnen sich südwärts. Im Rücken drohen die brüchigen Felsen. Aber die Leute stellen sich trotzig taub, vertrauen blind den wenigen Schutzverbauungen. Und kollern die ersten Gesteinsbrocken, schliessen sie Fenster und Türen. Vor drei Jahren donnerten die Schuttmassen bei

Villa di Chiavenna prompt mitten in den Siedlungsraum.

HEIMWEH. Sentimentalität ist ein Ritual bergellerischen Stammesverhaltens. Nur nach aussen wird Nüchternheit bis zum Puritanismus demonstriert.

Der Bergler lässt sich nicht leicht umtopfen, in andere Erde verpflanzen. Er bleibt seiner Herkunft verwurzelt. Verhaftet über weite Distanzen. Nur Diego Giacometti kappte seinen Wurzelstock. *La campagna, che bel merd'*, höhnte er in Paris, erzählt Piero Del Bondio.

Arbeit, so es nicht bäuerliche ist, war seit jeher rar im Tal. Also pendeln die meisten Bergeller. Viele tagsüber ins Engadin, von dem das Tal ökonomisch abhängig ist. Etliche verschlug es ins fernere Unterland. Aber zum Wochenende kehren sie heim. Und wenn die Reise mit der Zeit doch zu lange wird, wer in Chur, Zürich, Lausanne oder Lugano häuslich und sozial vernetzt ist, der bleibt Bergeller. Mit Haut und Haar. Und deswegen mancher in seiner Umgebung womöglich ein bisschen exotisch: ein interessantes Subjekt, aus einem entlegenen Tal, wo der Süden beginnt und die Sprache, zumal der Dialekt, das Bargaiot, so wundersam anders und irgendwie romantisch klingt.

Die Seele pendelt indes nie. Ist nicht da und andernorts zu Haus. Darum plagt das Heimweh. Und Heimwehkehrer sind sie alle. Patrizia Guggenheim ist es seit ihrer Kindheit. In Chiavenna geboren, in Bondo aufgewachsen, mit Zürich verbunden, zieht sich die dreissigjährige Kunsthistorikerin samt ihrer jungen Familie – dem Ehemann Tobias Eichelberg und den Töchterchen Federica, Antonia, Luisa – ins heimatliche Dorf zurück. Hier müsse sie sich niemandem erklären. Hier sei sie ein Teil des Ganzen. «Dieses Aufgehobenseingefühl», schwärmt die Heimwehkehrerin, «sollen auch ihre Kinder spüren.» Patrizia Guggenheim hat in den vergangenen acht Jahren das Œuvre und den Briefnachlass ihres Vaters Varlin – Willy Guggenheim, 1900–1977 – aufgearbeitet und publiziert in diesem Jahr den ersten umfassenden Werkkatalog.

Die Erosion, demografisch, ökonomisch, kulturell, sei jetzt gebremst, sagt Gian Andrea Walther, der Lehrer und Kultur animator. «Nach zwanzig Jahren Einsamkeit ist die Resignation dem Zukunftsoptimismus gewichen.» Das Tal soll nicht einfach den Touristen und dem Durchgangsverkehr überlassen werden. Neues Leben werde da und dort gesät. Perspektiven eröffnet. Dazu verhalf allerdings auch die Rezession in den Wirtschaftszentren, die manch einen mehr oder minder sanft zur Rückkehr zwang.

«Wir sind ein Teil der modernen Welt. Auch wenn wir das nicht in unseren Dorf-

bildern inszenieren.» Die bäuerliche Nostalgie habe entschieden ausgedient. «Heute gelten andere Dimensionen. Unsere Existenz findet zwischen Mailand und Zürich statt.» Sagt der Kultur animator. Dies habe auch politisch etliches verändert. Nach fünfundzwanzigjähriger Herrschaft der Schweizerischen Volkspartei SVP hat eine neue Generation progressiv denkender, parteiunabhängiger Politiker die Verantwortung für die Entwicklung im Tal übernommen. «Nur der Dialekt bleibt», sagt Gian Andrea Walther. Das Bargaiot, Scharnieridiom zwischen dem Rätoromanischen und dem Lombardischen, konserviert das Erbe. Bleibt die Sprache der Gemeindeversammlungen. Zuzüger, Fremde haben sich ihr anzupassen. Bloss kirchlich ertönt kein Taldialekt. Das helvetische Bergell ist als einziges Gebiet im italienischen Kulturraum reformiert. Bekehrt zum neuen Glauben im frühen 17. Jahrhundert durch religiöse Flüchtlinge, zumal Waldenser, aus Italien. Auch die heutigen Seelsorger im Tal sind Italiener.

Nur die Berühmtheit der Bergeller Künstler hat im Tal kaum Spuren hinterlassen. Stolz gewiss, das ist man. Zumal auf die berühmten Giacometti, gar auf Alberto, der jetzt die 100-Franken-Note zielt. Sonst aber lähmten lange Zeit bloss Rivalitäten den Umgang mit dem jüngsten kulturellen Gut. Vor allem gegen den fremden Eindringling Varlin, der ab 1970 bis zu seinem Tod in Bondo lebte, keifte missgünstige Ablehnung. Bis endlich die Animositäten begraben wurden. Heute zeigt das Talmuseum Ciäsa Granda in Stampa Werke der Eingeborenen wie des Eindringlings.

ABORIGINES. Einige haben es sowieso besser. Sonnen sich über dem winterlichen Schattenwurf auf dem Tal. Geniessen ganzjährig das geweitete Panorama ihres Terrassensitzes, abseits des Durchreiseverkehrs. So sie sich denn überhaupt daran laben. Denn auch sie verkriechen sich gerne in ihren Häusern. Als schämten sie sich ihres Licht- und Luft-Privilegs. Oder festigen ihr Augenmerk vornehmlich auf ihrer Arbeit. Weil Arbeit ihr Leben. So macht es jedenfalls den Anschein.

Das Klima ist ein reizendes. Die Luft, trocken, euphorisiert. Der Maler Giovanni Segantini (1858–1899) nannte Soglio die Schwelle zum Paradies. Das schafft einen Nimbus. Das hebt den Ort nicht nur geografisch ab. Die Hochlage verwöhnt. Auch mental. «Die Sogliesi sind noch stolzer als die Bergeller», sagt Patrizia Guggenheim. «Und natürlich berühmter.» Kein Wunder heisst es von den Sogliesi unten im Tal, sie gebärdeten sich wie eine abgeschottete Kleingesellschaft, die andere Bergeller ausgrenze. So

verkaufe oder verpachte ein Sogliese grundsätzlich keinem Talbewohner ein Haus oder einen Flecken Land. Wenn überhaupt, dann einem Auswärtigen. An Aussteiger aus der Deutschschweiz etwa, die da oben Kräuter anbauen, Pasten, Salben und Parfums daraus fabrizieren und sie werbewirksam als Soglio-Produkte vermarkten.

Das Dorf freilich verblüfft, zieht ungebrochen Begeisterte an. Fasziniert vom eigentümlichen Ensemble, vom unmittelbaren Beieinander feudal-ländlicher Ästhetik, wie sie die Palazzi Salis, zumal die beiden barocken Casa Battista und Casa Max, verströmen, und der archaisch-ärmlichen Einfachheit der dörflichen Behausungen. Davon sind die Gäste hingerissen.

«Wir sind die Aborigines der Schweiz», meint Riccardo Bischof, der Wirt der Stüa granda. «Welch ein Leben!» staunen die Besucher in ihrer verwundernten Neugier. «Und entdecken: alles ist etwas rückständig.» Die Zeit scheint still gestanden. Die Geschichte gefroren. Es gibt Winkel in Soglio, die an ein abgelegenes Bergnest in den Abruzzen erinnern. Oder im Balkan, wäre daselbst das Elend nicht echt. Halb vermummte Frauen huschen durch enge Gässchen. Gebeugte Bauern verschwinden hinter Tragkörben voller Holz oder Heu. Die Fassade täuscht, verbirgt ab und an auch monetären Reichtum.

DURCHREISE UND DASEIN. Dass das Bergell überhaupt besiedelt ist, verdankt es seiner Transitalie. So reiste die halbe Welt seit jeher durch. Nur war früher das Tempo humaner. Die Reisenden hielten sich auf. Pferde mussten gewechselt werden. Während die Fahrgäste lustwandeln. Sich am Wechsel der Landschaft ergötzen. Das Hotel Bregaglia in Promontogno erinnert an diese Zeit. Erst die Beschleunigung degradiert das Tal zum Korridor. Die Beschaulichkeit bleibt auf der Strecke. Dafür wurde die Strasse in den vergangenen Jahren zur Schnellroute ausgebaut. Kurven begradigt, Hindernisse beseitigt. Das zieht zukünftig weiteren Verkehr an. Schon jetzt gilt das Bergell Sommertouristen als alternativer Weg in den Süden. Weniger Staus, wurde propagiert. Und ohne Vignette. 1,2 Millionen Fahrzeuge sind es jährlich. Tendenz steigend. Vor allem beim Schwerverkehr. Nur die ganz grossen Tönnner schaffen die Kehren am Maloja nicht. Aber für Frachten aus dem Osten, aus Polen, Tschechien und der Slowakei, spart der Inntal-Bergell-Korridor zu den norditalienischen Industriezentren und weiter nach Frankreich erheblich Zeit. Und wird das Nadelöhr Castasegna dereinst umfahren, rollt der Verkehr erst recht unbehindert.

Paolo Negretti, der Talpolizist, nimmt diese Entwicklung allerdings gelassen. Und ist froh, dass kaum viel passiert. «Zwanzig, höchstens dreissig Unfälle im Jahr.» Sagt er. Dabei bleibe es mehrheitlich bei Blechschäden. Verletzte gebe es jedenfalls nur selten. Und die Zahl der Toten sei rückläufig. «Zum Glück.» Auch mit den Einheimischen habe er keine Umstände. «Es sind schaffige Leute. Ehrlich und korrekt.» Negretti, selber kein Spross des Tals, berührt Holz. Und mutmasst: «Die Stärke des Bergellers ist sein Geiz. Der gönnt sich nicht einmal einen Joint.» Der Polizist lacht. Schliesst seine blauen Augen. Und schaut weg, wo etwas hinter seinem Rücken geschieht.

Im helvetischen Bergell leben heute 1300 Menschen, im katholischen Valchiavenna 8000. Seit den frühen siebziger Jahren haben sich die wirtschaftlichen Verhältnisse austariert. Trotz Billiglöhnen generierte das Grenzgängertum flüssiges Geld und relativen Wohlstand im Valchiavenna. Heute passieren täglich um die tausend Grenzgänger den Zoll in Castasegna; sie dienen vorab als Transmissionsriemen der Engadiner Tourismusindustrie.

Das Tor zur Schweiz ist rund um die Uhr geöffnet. Und entsprechend bewacht. «Unsere Aufgabe ist hauptsächlich eine polizeiliche», erklärt Guido Cramer, der Zöllner, einer von fünfzehn, die die Grenze Tag und Nacht kontrollieren. «Das Problem sind die Asylanten», sagt der Zöllner. Und meint illegal oder papierlos Einreisende. Hinzu käme die grenzüberschreitende Kriminalität. Aber der Grenzposten Castasegna ist keine Stressstelle. Und darum recht beliebt bei der Berufsgattung. Immerhin, sagt der Zöllner, sei die grüne Grenze hier eine unwirtliche. Nicht leicht zu überschreiten. Auch bleibe die Schlepperoute durch das Valchiavenna so lange wenig attraktiv, als die Grenze im Tessin durchlässiger sei. Weshalb sich, bis jetzt zumindest, bloss Einzelfälle ereignet hätten.

Doch die Zöllner in Castasegna sind auf der Hut. Und selbst für den Ansturm gewappnet. Zumal in den Zeiten der Dämmerung und der Nacht: da werde das Zwischengelände im Auge behalten, da habe man die neuralgischen Punkte im Visier. Und schafft es der eine und andere trotzdem, auf Schleichwegen ins vermeintliche Paradies zu gelangen – da könnte die Mitarbeit der Bevölkerung besser sein, mahnt Cramer an. «Oft erhalten wir Hinweise und Informationen erst viel zu spät.»

TOR ZUR WELT. Das Bergell hat es nicht eilig, bei Italien anzukommen. Aber der Taldrift nimmt ein Ende. Die Kurven und Kehren bleiben definitiv zurück. Chia-

venna befreit vom Bedrückenden. Noch liegt keine südliche Weite in Sicht. Noch fusst das Gebirge mächtig am Rande des Städtchens. Nur die alpine Rauheit scheint etwas gewichen. Weil Oleander, Palmen und Zypressen von klimatischen Vorzügen zeugen, die Natur etwas üppiger gedeiht.

Das Städtchen verströme keine Idylle. Keine Romantik. Sagt Bruno Ritter, der Pendler über die Grenze nach Süden. Aber für ihn beginne hier die Welt. Hier fand er seine Mäzene. Die verschafften ihm Zugang zur Italianità. Zur italienischen Kunstszene. Vermittelten seine Entdeckung durch die renommierten Kunstkritiker Raffaele De Gada und Giovanni Testori.

Ohne Chiavenna hätte es Varlin im Tal nicht ausgehalten. Sagt seine Tochter Patrizia Guggenheim. Und für die Giacometti war das Städtchen ebenso erster Schritt ins Freie. Und Tor zur Welt.

Anders als in der rauheren Natur des Val Bregaglia findet das Leben in Chiavenna auf der Strasse statt. Ist also deshalb eben italienisch. Auf der Via Dolzino, keine zweihundert Meter lang, trifft Bruno Ritter all jene Leute, die sein soziales Beziehungsnetz ausmachen. Und er begegnet jenen, die andernorts in Irrenhäusern vegetieren. Hier gehören sie zum Strassenbild. Wie selbstverständlich. Wie Giovanni. «Vollgepumpt mit Psychopharmaka, säuft er seinen Wein, den ihm andere spendiert haben.» Er ist aufgehoben im Ort. Verunsichert höchstens die Engadin-Touristen, die hier ihr Kontrastprogramm absolvieren. Giovanni ist einfach da. Ihn drückt vermutlich kein Berg mehr. «Man lässt ihn leben.» Solange er lebt.

SELBSTMÖRDER UND BOCCIASPIELER. Das tatsächliche Leben, das wirkliche Sterben versteckt sich nicht nur heiter. Und erschöpft sich da am Bartresen und dort im Boccienspiel. Im Valchiavenna, das die höchste Selbstmordrate Italiens hält, stellen die Menschen ihre Tragik nicht dar. Sie leben sie. Unter dem dräuenden Berg. Sie tarnen sich in der Landschaft. Wechselnd in den Jahreszeiten: unter der brennenden Sommerhitze, in der düsteren Leere des Winters wie in der fahlen Kahlheit des Frühlings, ausgewogener ruhig vielleicht im Herbst. Doch nie friedlich.

Wenn er kauert, werde der Mensch zum Findling im Gelände. Unauffällig duckt er sich. Ins Laub. Drückt sich an den Fels. Verkriecht sich darin. Dekliniert seine Demut zur Depression. Benutzt dazu jeden Unterstand. Als Grotto. Vorratskeller. Oder Stall. Und mit dem Licht in der Ferne, wenn die Sonne wieder über die Berggrate scheint und die Helle mit voller Wucht ins Tal knallt, lauert der Tod. Bruno Ritter erlebte ihn in Canete. Nicht

die Depression treibt sie in den einsamen Abgang. Die Schwere lastet und erniedrigt während der Schattenzeit. Verzehrt und verschleudert alle Energie. «Im Frühling, wenn das Leben wiederkehrt, ist es nicht mehr auszuhalten.» Aber der Sturz ist kein freier Fall. Gehorcht keinen physikalischen Gesetzen. Nicht wie ein Stein fällt der Mensch. Vielmehr dreht und windet und krümmt er sich. Erkrampft, erkämpft sich sein schreckliches Ende.

Luigi, der Bocciaspieler, redet nicht viel. Erträgt sein Schicksal. Die Frau sei ihm weggestorben, ja. Vor zwei Jahren. Jetzt kocht eine Schwägerin in seiner Cantina in Canete. Und zu Festtagen umgibt ihn seine Grossfamilie. Aber über die Selbstmorde verliert hier niemand nur ein Wort. Nichts über Gino, der Zwangsarbeiter im Nazi-Reich war, ein Auge verlor, das KZ überlebte, zurück in der Heimat mit dem Dasein haderte, halbbblind, in Selbstgespräche verstrickt, schwankend am Strassenrand, erfasst und zu Tode geschleift von einem schweren Gefährt.

Nichts über die fünfzigjährige Maria, die in den Stausee von Canete watete, sich erst durch schlammigen Morast mühte, dann durch seichte Untiefe, endlich das eiskalte Wasser erreichte, es eine halbe Stunde lang durchschritt, bis es über ihrem Kopf zusammenschlug. Kein Laut über den Metzger, der sich mit der Salamischnur umbrachte. Nicht baumelnd erhängte. Sondern am Türgriff kniend, sich selber die Kehle durchschneidend. Und stilles Schweigen über Vater und Sohn, die sich aus ihrem Haus in die Tiefe warfen. Jener vom Balkon. Dieser jenen überbietend vom Dach, wozu er zuvor drei Steinplatten, eine jede fünfzig, sechzig Kilo schwer, beiseite zu schaffen hatte.

Die Dramaturgie des Sterbens: so fulminant wie das Leben. Orchestriert als Frühlingserwachen. Wenn die Leichenzüge die Dörfer wiederbeleben. ■



Der Zoll in Castasegna.

15 AUFNAHMEN
VON
MARKUS BÜHLER



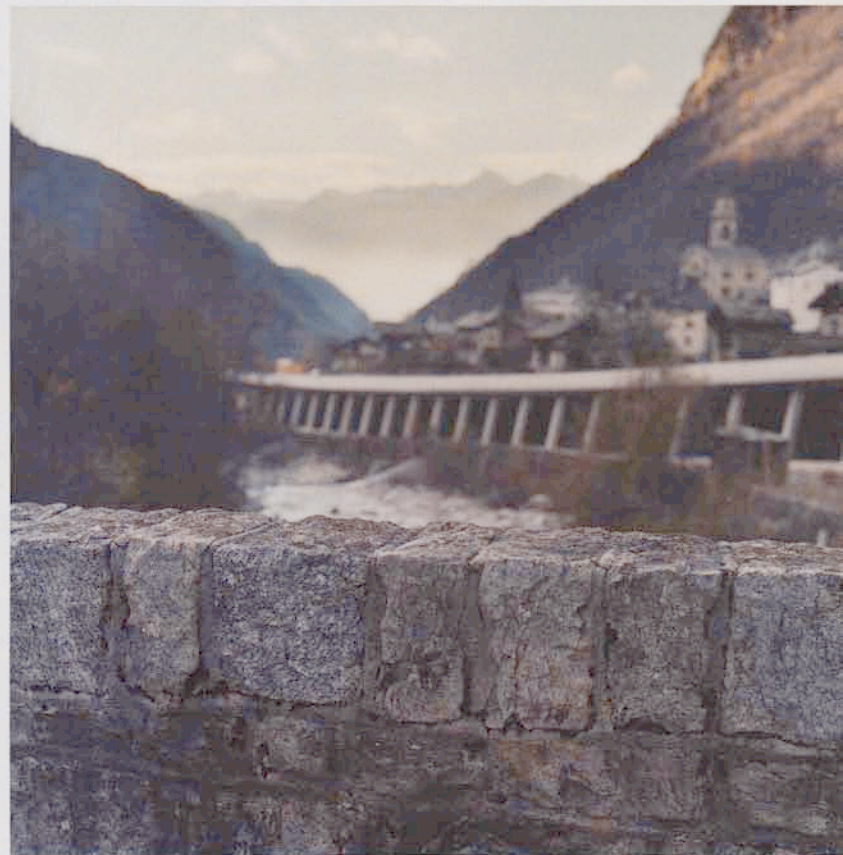
Die Kirche San Bartolomeo
 (14. Jh.) ist ein Werk der
 Renaissance. Sie ist ein
 Beispiel für die Kunst der
 Renaissance in der Lombardei.

Castasegna. Die Kirche
 San Bartolomeo ist ein
 Werk der Renaissance.
 Sie ist ein Beispiel für
 die Kunst der Renaissance
 in der Lombardei.



Garten der Villa Garbald.

1935 AUFNAHMEN
VON
MARKUS BÖHNER



Oben links: Das Ausgleichsbecken bei Löbbia, erbaut 1955–1961, wird von der Stadt Zürich betrieben. Mit über dreissig Angestellten

ist das EWZ einer der grössten Arbeitgeber des Tals. Oben rechts und unten links: Sicht von Soglio aus. Unten: Der Grenzort Castasegna.



Strassenbau vor Vicosoprano.

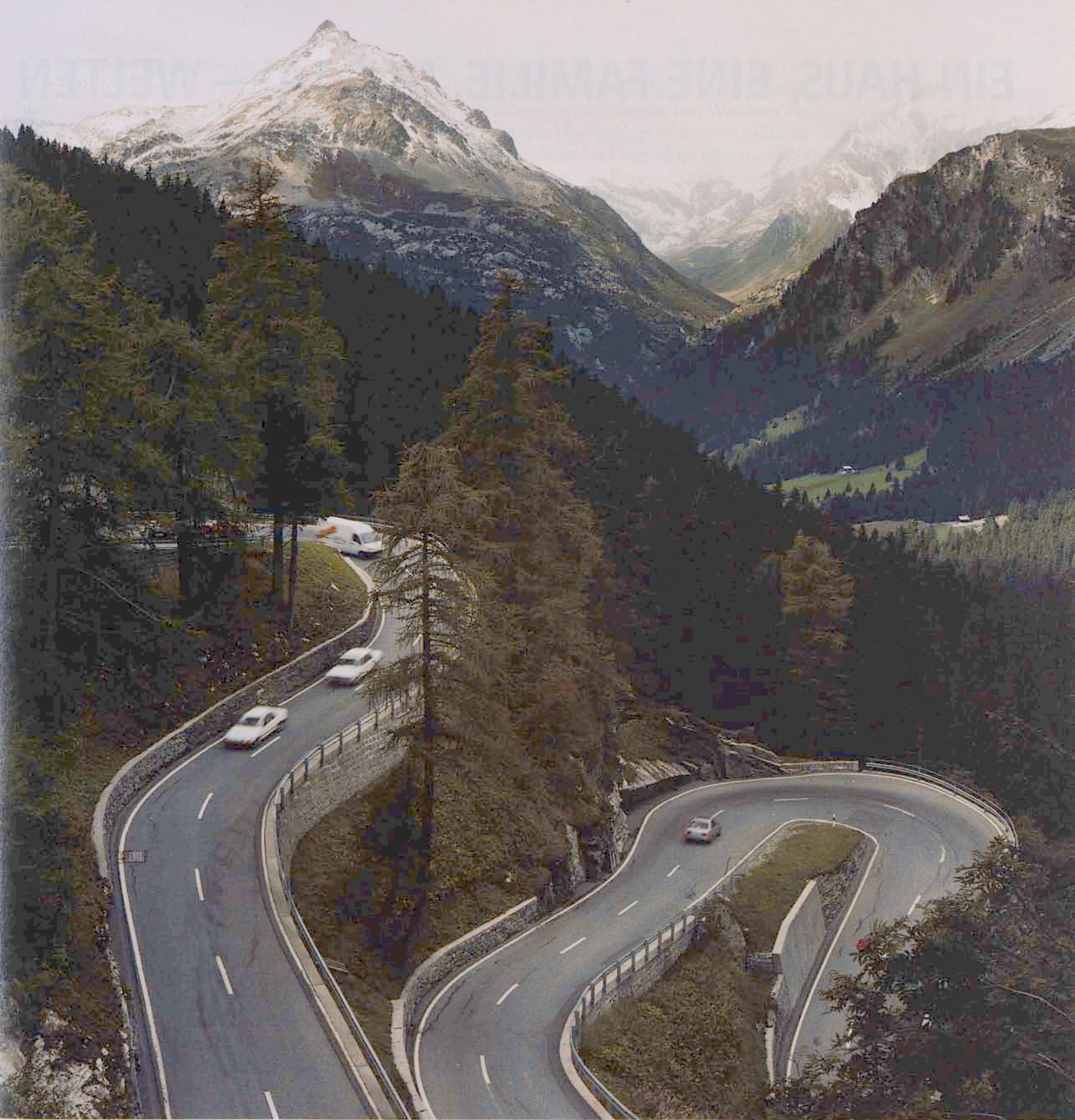


Die Schafherde von San Gaudenzio
steht im Schatten der Bäume.

Schafherde bei San Gaudenzio.



Im Steinbruch von Promontogno.



Die Passstrasse vom Maloja nach
Casaccia. Im Hintergrund der

Piz Lizun, 2518 m ü. M.
Fotos © Markus Bühler/Lookat

EIN HAUS, EINE FAMILIE, DAS TAL – WELTEN

Von Marco Meier

In einem Haus des Architekten Gottfried Semper lebte im Dorf Castasegna 100 Jahre lang eine Familie von Welt. Die Familie des Zolleinnehmers Agostino Garbald. Im Kleinen kam hier zum Tragen, was im modernen Bundesstaat eine Revolution bedeutete. Kulturell und politisch wehte der Geist grosser Offenheit. Das war im Bergtal nicht allen geheuer.

Die Rabes aus Berlin fahren seit Generationen ins Bergell. Der erste Herr Rabe, ein Geheimrat, der es mit Bergellern zu tun bekam, hatte allerdings noch nicht das Glück, selbst in das famose Tal zu reisen. Er kannte es von Schilderungen seines Cafetiers in Berlin. Täglich stieg er von seiner Beletage in den Laden des Barba Battista hinunter, um eine Tasse Kaffee zu trinken und seine Zeitung zu lesen. An Sonn- und Feiertagen

brachte er seinen Kindern Süßigkeiten und allerhand Patisserie vom stadtbekannten Zuckerbäcker Battista. Die Kinder nannten ihn «Onkel Battista».

«Onkel Battista gehörte noch zur alten Gilde der Bergeller Cafetiers, die in ihrer Jugend nach der Fremde ausgewanderten und sich

durch Fleiss und Sparsamkeit ein Vermögen erwarben, mit welchem sie später heimkehrten, um in ihrem Heimatland einen sorgenlosen Lebensabend zu geniessen. So hatte auch Onkel Battista viele Jahre seines Lebens in Berlin zugebracht.» Die Bündner Schriftstellerin Silvia Andrea beschreibt in ihrem Büchlein über das Bergell die zufällige Begegnung des greisen Battista mit dem Sohn des Berliner Geheimrats. Dieser war ein leidenschaftlicher Berggänger und scheint der Schriftstellerin auf ihren Wanderungen durchs Tal wiederholt über den Weg gekommen zu sein, so dass er in der kleinen Schrift immer wieder wie ein roter Faden des Erzählens auftaucht. «Nun ging es an ein Fragen. Onkel Battista wollte vor allen Dingen wissen, ob sein Nachfolger gute Geschäfte machte. – «Nicht so gute wie Sie», lachte Herr Rabe. – «Dafür wird er auch nicht 50 Jahre lang den gleichen Gehrock getragen und in einer Dachkammer geschlafen haben wie ich.» Mit diesen Worten stäubte der alte Mann mit seinem Taschentuch sorgfältig seinen Gehrock ab, dessen Façon um ein halbes Jahrhundert zurückwies, und fügte wie sich entschuldigend hinzu: «Um nach einer Alp zu gehen wäre ein solcher Staat

wahrlich nicht nötig; aber in den Wirtshäusern wird man nur von oben herab angesehen, wenn man nicht wie ein Engländer auftritt; auch ist es gut, wenn die Motten einmal herauskommen.»

Das war um die letzte Jahrhundertwende herum – in den ersten grossen Zeiten des Fremdenverkehrs in den Bündner Tälern. Die Rabes aus Berlin, so darf angenommen werden, sind in der Folge regelmässig zum Wandern und Wintersport in die Gegend gekommen. Und tun es weiterhin. Der jüngste Herr Rabe ist heute Mitte vierzig, von Beruf Architekt. Er kommt uns gelegen, hat im Nachlass seines Grossvaters das Bergeller Wanderbüchlein von Silvia Andrea gefunden und las darin während seiner letzten Ferien in Soglio. In einer bündnerischen Zeitung stiess er damals auch auf einen Artikel, der von Zusammenhängen berichtete, die ihn sehr wunderten und interessierten. Vom Architekten Gottfried Semper (1803–1879), Erbauer der Dresdner Oper und des Hauptgebäudes der Zürcher ETH, soll im südlichsten Dorf des Bergells ein Haus stehen. 1862 habe Semper, damals Professor für Architektur in Zürich, vom Zolldirektor von Castasegna, Agostino Garbald (1828–1909), den Auftrag bekommen, ihm im Dorf in unmittelbarer Nähe zur Zollstation ein Haus zu bauen. Dieses wurde – wie geplant – gebaut und ist nun offiziell ins Inventar schützenswerter Schweizer Denkmäler aufgenommen worden. Darum der Artikel zum «Tag des Offenen Denkmals» am 8. September 1998, dem weiter zu entnehmen war, die Frau des Zolldirektors, Johanna Garbald-Gredig (1840–1935), sei eine Schriftstellerin gewesen und habe unter dem Pseudonym Silvia Andrea ein ansehnliches literarisches Werk hinterlassen. 1958 soll eine Stiftung gegründet worden sein, die Haus und Hinterlassenschaften der Garbalds einer gemeinnützigen kulturellen Nutzung zuführen wollte. Zwar hatten Agostino und Johanna Garbald-Gredig zusammen drei Kinder, dieselben blieben aber ohne Nachkommen, weshalb die Garbalds von Castasegna in zweiter Generation ausgestorben sind. Herr Rabe begann sich Fragen zu stellen, die Garbalds hörten fortan nicht auf, ihn zu beschäftigen. Er beschloss, der wunderbaren Familiengeschichte nachzugehen.

Grossvater Rabe führten seine Wanderungen vor knapp hundert Jahren über die Almen und Dörfer des Tals der Maira schliesslich bis ins Städtchen Chiavenna in der italienischen Ebene. Ein weiteres Mal begegnete er hier der Schriftstellerin Silvia Andrea: «Herr Rabe war unschlüssig gewesen, ob er seine Heimreise über den Comersee durch den Gotthard einschlagen solle. Nun sah er nach dem dunsterfüllten Süden und dann wieder zu



Das italienische Städtchen Chiavenna vor hundert Jahren.



Chiavenna 1889, Portón Santa Maria.

den Splügenbergen hinaus, die im klaren Sonnenlicht rötlich erglänzten. «Fünf Bergtouren habe ich dieses Jahr gemacht», sagte er nach Stock und Rucksack greifend; «noch eine, dann ist das halbe Dutzend voll; ich will Bergluft atmen, so lange ich kann!» – Er verabschiedete sich von uns mit herzlichen Worten und lenkte den Fuss nach der Splügenstrasse, die als versöhnendes Denkmal aus der österreichischen Regierungszeit dasteht und eine der schönsten Alpenstrassen ist.» So schliesst die Schriftstellerin ihr Buch übers Bergell.

Schon im Dezember 1998 hatte sich Enkel Rabe wieder aufgemacht, in den Dörfern der Breaglia nach den Garbalds zu forschen. Dieses Mal wollte er sich dem Tal von Süden her nähern. Er kam durch den Gotthard gefahren, durchs Tessin bis Melano, dann links am Fuss des Monte Generoso über Rovio und Arogno hinauf durch das Val Mara, über den Grenzposten von Lanzo und das Val d'Intelvi hinunter bis Argegno am Comersee. Die Nacht brach ein. Rabe fuhr durch eine Handvoll Dörfer dem See entlang Richtung Chiavenna, bis er ein offenes kleines Hotel zur Übernachtung fand. In der hauseigenen Osteria war er der einzige Gast, durfte sich dicht ans Kamin setzen und genoss eine köstliche kleine Mahlzeit in zwei Gängen – Teigwaren an frischer Butter und Salbei, dann zarte Kalbsschnitzel an einer Marsala-Sauce, Kaffee und eine spitze Grappa. Mit Schlafen war hingegen nicht viel. Die Gioventù des Dorfes hatte sich im Hinterhof zum Tanz versammelt. In einen kühlen klaren Morgen hinein fuhr Herr Rabe anderntags dem Comersee entlang Richtung Chiavenna, in die Gegenden der Garbaldschen Sehnsucht. «Will der Bündner sehen, wie weit seine Herrschaft reichte, so fahre er noch über die prachtvolle Addabrücke bis zum Comersee und werfe einen Blick auf die Dörfer Gera, Sorico, Domaso, Gravedona und Dongo, in der Bündnergeschichte die Pievi genannt. Hier herrscht wieder blühendes Leben.» Fährt man von der Weite und Helle des Comersees her, richtet sich vor einem plötzlich wie eine einzige Wand die Welt der Berge auf. Nichts hatte vor wenigen Minuten noch auf diesen abrupten landschaftlichen Wechsel hingedeutet. Gerade fuhr man noch durch die stattlichen Dörfer am Comersee mit ihren herrschaftlichen Villen und Palazzi, vorbei an reichen Gärten mit Palmen, Kakteen, die aus Natursteinmauern wachsen. Für Momente mochte man meinen, sich dem Ende aller Fahrten zu nähern. Herr Rabe war unerfindlich, von wo die diversen Täler in die Schweiz und nach Österreich hin wegführen mochten. Kulturell war hier das Ende der südlichen Welt. Geradezu physisch spürte Rabe die Ankündigung des Nordens.

Nach der Addabrücke ging es durch einen Tunnel links ab und dann dem Lago di Mezzola entlang. Es tat sich wieder etwas mehr Weite auf. Rabe erreichte Chiavenna, parkte seinen Wagen vor dem Hotel Conradi, einem fünfstöckigen Allerweltsgebäude aus den sechziger Jahren, das sich schroff zwischen dem barocken Stadttor Portón de Santa Maria und dem Fluss Maira erhebt. «Das Städt-

chen liegt nur 332 Meter über dem Meer, also ungefähr 1480 Meter tiefer als Maloja. Sechs Stunden Weges vollbringen das Wunder, den Wanderer aus der Sterilität des Hochgebirgs in eine von südlicher Vegetation strotzenden Gegend zu führen.» Silvia Andrea gerät in ihrem Bergell-Buch ins Schwärmen, symbolisch scheint sich ihre ganze Sehnsucht nach dem Süden an diesem einen Ort «im Mittelpunkt zwischen Bergell, St. Jakobstal und Piano di Chiavenna» zu verdichten: «Das Städtchen liegt malerisch zu beiden Seiten der Maira, die von zwei Brücken überspannt ist. Die Talsohle ist ein einziger Weinberg; an den Abhängen ziehen sich Kastanienwäldchen empor; früher nahm auch der Maulbeerbaum grosse Strecken ein, aber seitdem die Seidenzucht in Abgang gekommen, ist er fast ganz verschwunden. In üppiger Fülle gedeihen in den alten Gärten Pfirsiche, Feigen und andere Gewächse des Südens, die dunkelrote Granate, der vollblühende Oleander streben an grauen Mauern empor; hochgewachsene Zypressen- und Lorbeerbäume geben moderigen Schatten.»

Herr Rabe war vorerst eher ernüchtert. Ganz so südlich war ihm nicht zumute. Zwar hatte an diesem Dezembertag die Sonne einige Stunden auch in die schmalen Gässchen von Chiavenna geschienen. Mit der ganzen Pflanzenpracht, die die Schriftstellerin beschrieben hat, war zu dieser Jahreszeit aber nicht zu rechnen. Und das Städtchen hat im 20. Jahrhundert rund um seinen alten Kern

herum nicht sonderlich anmutig gewuchert. Weinreben wachsen nur noch spärlich zwischen allerhand Schuppen, Ökonomiegebäuden und Kleinindustrie. Rabe wollte trotzdem hier logieren, er schien im Hotel Conradi der einzige Gast zu sein, entsprechend war die Zimmertemperatur. Seine Sehnsucht ging bald die andere Richtung; dachte er an seine Herbsttage in Soglio, hätte er am liebsten den Koffer gepackt und wäre so schnell wie möglich wieder nordwärts gefahren.

Vom Fernseher auf dem Zimmer war kein Trost zu erwarten. Und in der Caffè Bar des Hotels sassen im Halbdunkel nur vier alte Männer beim Scoppa-Spiel und einem Glas Rotwein. Draussen kam jedoch mit der Dunkelheit langsam das Ambiente vorweihnächtlicher Italianità auf. Kaum eine Strassenecke, an der nicht ein Christbaum leuchtete, und an den Fassaden glitzerten Sterne und Engelchen zuhauf. Aus den Lautsprechern, die über den Gassen hingen, ertönten Weihnachtslieder. Herr Rabe war wieder heiterer geworden und, obwohl eigentlich sehr müde und kein Freund vorweihnächtlicher Kommerztänze, überkam ihn grosse Lust, den alten Stadtkern Chiavennas zu erkunden. Er war auch hungrig geworden. «Chiavenna, Clavenna – von clavis – Schlüssel der Alpenpässe, ist in der Tat ein sehr altes Städtchen, dessen Entstehen manche Geschichtsschreiber Julius Cäsar zuschreiben. Vielleicht befand sich im fruchtbarsten Teil der Maira schon eine rudimentäre Stadt, als die Römer Herren des Landes wurden. Die Clevner waren Rätier, und ihre Schicksale blieben lange mit den unserigen verknüpft. Mit ihren Stammesgenossen im Bergell leben sie bald in Liebe, bald in Hass, wie es bei dem



Chiavenna 1899,
Via Francesco Dolzino.



Mitte und oben:
Castasegna um 1900.

FOTO ANDREA GARBALD

FOTO ANDREA GARBALD



Zolleinnehmer Agostino Garbald (sitzend) inmitten seiner Landjäger,

Aufseher und Kontrolleure. Die Aufnahme hat Sohn Andrea in den letzten

Amts Jahren seines Vaters gemacht – um die Jahrhundertwende herum.





Mutter Johanna Garbald-Gredig, die unter dem Pseudonym Silvia Andrea ein beachtliches literarisches

Werk publizierte, zusammen mit ihrer Tochter Margherita und einer Hausangestellten unter der

Pergola vor dem Semper-Haus in Castasegna – um 1930 herum.



kriegerischen Geist dieser wilden Bergbewohner nicht anders zu denken ist. Soweit die Geschichte zurückgeht, ist ein Ringen von Nord und Süd, besonders zwischen den Besitztümern Chur und Como, um diesen Grenzpunkt am Fusse der Alpen nicht zu verkennen», hatte Rabe bei Silvia Andrea nachgelesen.

Die ganze Stadt schien auf den Beinen zu sein, auf der Via Francesco Dolzino, die den Nucleo quert, ging die Jugend in bunten Daunenjacken ihren gewohnten Corso rauf und runter. Dicht an dicht waren hier Läden und Boutiquen der erlesensten Sorte, Blumengeschäfte, Metzgereien und Confiserien, alle paar Meter eine kleine Kaffeebar. Die Damen beim Einkaufen, die Herren, meist im modischen Lodenmantel, in kleinen Gruppen auf den diversen Piazzas heftig im Gespräch. Rabe war erstaunt ob so viel urbaner Emsigkeit. Es war tatsächlich ein ganz und gar südliches Treiben in den Strassen der Kleinstadt. In der Libreria vor dem Gemeindehaus bekam Herr Rabe die aktuelle «Repubblica» und fand in den Regalen zwei historische Schriften, die ihn interessierten: *La carga*, eine Studie über den Schmuggel im Veltlin und im Bergell, und eine bebilderte Ausgabe der legendären Geschichte des Engadins und des Bergells von William Augustus Brevoort Coolidge (1850–1926), einem Zeitgenossen der Garbalds notabene. Rabe flanierte mehrere Male die Via Dolzino zwischen Santa Maria und dem Palazzo Salis auf und ab. In den alten Lagerräumen des barocken Palastes hat sich ein exquisites Restaurant etabliert – Passerini. Hier genoss unser Reisender in Sachen Garbald eine vorzügliche Mahlzeit, ass erstmals Teigwaren aus hiesigem Kastanienmehl und liess sich dazu einen herrlichen Saloncello aus den Kellern der Conti Sertoli Salis servieren. Sogar eine Havanna war zum Kaffee zu bekommen. Herrn Rabe zog es nicht mehr nordwärts. Aber kulturell war das Bergell näher gerückt. Gut gelaunt fand er zurück ins Hotel.

Am anderen Morgen fuhr Herr Rabe der Breaglia entgegen. Es war ein sonniger Tag, ungewöhnlich warm für diese Zeit. Der Scirocco blies vom Süden her. Jetzt wollte Rabe endlich die Villa Garbald sehen, an der er in den vergangenen Jahren oft vorbeigekommen war, der er aber keine Beachtung geschenkt hatte. Er fragte sich allerdings, warum er wohl die Besonderheit dieses Hauses nicht erkannt hatte, bevor er von dessen Schöpfer wusste. War es so unauffällig oder gar so verwahrlost, dass es für Jahre fast in Vergessenheit geraten konnte? Als Rabe den Zoll passierte, erinnerte er sich, dass sein Grossvater vor hundert Jahren zusammen mit der Schriftstellerin Silvia Andrea von der anderen Seite her des Weges kam. «Wir wurden angefragt, ob wir etwas zu verzollen hätten, und als wir dies verneinten, nicht weiter behelligt. Die Italiener schmuggeln mit Leidenschaft; im Volke gilt der Schmuggel nicht für unehrenhaft. Die übertriebenen Zölle und Steuern lassen kein Verständnis für Staatsökonomie aufkommen. Wozu wohnen wir an der Grenze und warum sollen wir hier Zucker und Kaffee kaufen, wenn wir ihn auf Schweizerboden um die Hälfte billiger haben können? fragen sich die Leute.» Rabe liess sein Auto bei der Kirche stehen und ging am Weg erst einmal in ein Wirtshaus,

um hier im Büchlein von Silvia Andrea das Kapitel über den Schmuggel wieder zu lesen. Es war doch bemerkenswert, dass die Frau eines prominenten Zolleinnehmers in einer Schrift öffentlich ihr Verständnis für das schmuggelnde Volk kundtat. Und dies vor hundert Jahren. Hatte sie darum unter Pseudonym geschrieben? Ihr Herr Gemahl wird doch wohl gewusst haben, dass seine Frau nicht nur schrieb, sondern auch publizierte, und zwar nicht nur in Buchform. Silvia Andrea verfasste regelmässige Texte für die Zeitschrift «Helvetia», zu deren Abonnenten die Garbalds gehörten, wie Rabe später feststellen konnte.

Castasegna lag im Schatten. Die Sonne erreicht das Grenzdorf in diesen Monaten nicht, wie überhaupt die halbe Talschaft im Winter ohne Sonne ist. Das mache ihr nicht sonderlich zu schaffen, sagte die Wirtin im Restaurant Post, das eine Kombination von Kleinstladen und Wirtshaus war. Vermutlich hatte man hier vor Jahren am Tresen auch gleich die Post entgegengenommen und ausgegeben, dachte Rabe. Er bestellte sich einen Tee mit Rum. Nein, von den Garbalds wisse sie nicht viel, sagte die Wirtin. Es sei kurios, über Jahre hätte sich kein Mensch interessiert. Und jetzt, wo man wisse, dass das Haus der Garbalds von diesem berühmten Architekten sei – wie hiess er schon? –, kämen bald alle Tage Leute und wollten etwas wissen. Vater Agostino habe sie gar nicht mehr gekannt, wäre auch unmöglich bei ihrem Alter. Und an die alte Mutter erinnere sie sich nur noch vage. Andrea, den Fotografen, und seine Schwester Margherita, die habe sie gekannt. Den jüngsten Sohn Augusto nicht. «Es waren spezielle Leute, irgendwie eigenartig», sagte die Wirtin. «Künstler eben», meinte Rabe. «Peggio, schlimmer», erwiderte die Frau. Den Fotografen Andrea hätten die Kinder die letzten Jahre seines Lebens nur noch gehänselt. Das sei kein gewöhnlicher Fotograf gewesen, habe meist ganz unscharfe Bilder gemacht. «Und erst das Haus», die Wirtin zeigt über die Strasse, «plötzlich sprechen alle von einer Villa. Dabei hat der Italiener, der gerade hier gewesen ist, um im Dorf die elektrischen Leitungen neu zu verlegen, gesagt, diese Villa habe gar kein richtiges Mauerwerk wie unsere normalen Häuser.» Aber sie verstehe ja nichts davon. Und dem Dorf soll's recht sein, wenn wieder Leute kommen. Wo man doch mit dem neuen Zoll bald ganz von der Welt sei. Irgend etwas Kulturelles wolle man mit der Villa Garbald machen.

Herr Rabe war nicht unvorbereitet nach Castasegna gekommen. Über den Präsidenten der Fondazione Garbald, den in Zürich lebenden Fotografen und Künstler Hans Danuser, hat er vernommen, dass der Nachlass der Garbalds im Churer Staatsarchiv liegt. Danuser hat ihm einige Kopien von Plänen, Briefen und Fotografien zukommen lassen, die von Interesse sein könnten. Rabe schaute durchs Fenster über die Strasse. Tatsächlich – hier stand das Semper-Haus, das er von Plänen kannte. Er war also gerade wieder daran vorbeigegangen, ohne es zu beachten. Rabe bezahlte und bedankte sich bei der Wirtin für die Auskünfte. Jetzt musste er hin, hin zum verschmähten Objekt des grossen Semper, den Garten begehen, die Situation studieren, Räume durch-

schreiten. Hans Danuser hatte ihn zwar gewarnt, und so war es auch im Artikel des Chronisten des «Bündner Tagblatts» nachzulesen: Das Haus soll nicht im besten Zustand sein; zweckmässig, aber mit wenig Spürsinn sei es zu einem Polizeiposten und zu zwei Wohnungen umgebaut worden. Hier wollte er sich etwas später mit Gian Andrea Walther, dem Präsidenten der Società Culturale Bregaglia, treffen, der die Schlüssel zum Haus hatte.

Gemessenen Schrittes und mit erhobenem Haupt, fast ehrfürchtig überquerte Herr Rabe die Strasse, sein Blick fest auf die Fassade der Villa Garbald gerichtet. Das war es also, das einzige von Gottfried Semper entworfene Haus im cisalpinen Raum. War es das?

Es gehört zur ausserordentlichen Qualität dieses Baus, erkannte Rabe bald einmal, dass er sich durch die gestaltete Umgebung, den Garten, die Mauer um denselben und die Treppe zum Haus elegant und gleichzeitig bescheiden an dieser wichtigen Ecke des Dorfes einfügt. Die beiden Möglichkeiten im Angang zur Villa sind klar und ganz selbstverständlich gegeben. Bündig nimmt die Gartenmauer den Lauf der Strasse auf, die mit leichter Biegung zum Zoll führt. Wer also von Norden her kommend über die Grenze will, hat freien Lauf. Wer zum Haus will, wird durch die grosszügige Granittreppe in der oberen Gartenecke freundlich empfangen und zum Haupteingang geleitet, der in einen leicht zurückversetzten und mit Pultdach versehenen Seitenbau führt. Ist man aber die Treppe hochgestiegen, wird man erst gar nicht ins Hausinnere drängen. Links von Treppe und Eingang weg tut sich überraschend eine unglaubliche Pergola auf, die an der Hausfront vorbei die ganze Länge des Gartens erschliesst. Hier wahrlich, dachte Rabe, ist ein Stück Süden errichtet. Verweile doch! In diesem Moment stiegen zwei Bilder in ihm auf, die ihm Hans Danuser in Kopie hatte zukommen lassen. Das eine Foto hält Agostino Garbald in fortgeschrittenem Alter in würdiger Pose zusammen mit den ihm untergebenen uniformierten Zollbeamten fest. Die Fotografie hat Sohn Andrea im Genre der für das 19. Jahrhundert typischen Gruppenbilder gemacht. Die andere Aufnahme stammt auch vom Fotografen Garbald. Es zeigt die erwähnte Pergola vor der Villa Garbald, die darauf weiter und offener wirkt, als sie in Wirklichkeit ist. Klein, fast etwas verloren sitzen im hinteren Teil der Laube drei Frauen an einem Gartentisch: Mutter Johanna Garbald-Gredig mit ihrer Tochter Margherita und einer zweiten jungen Frau. Zwei Bilder, zwei Welten – wie sie diametraler nicht sein könnten, dachte Rabe. Aus heutiger Sicht Klischees.

Hier die ordentlich arrangierte Männerwelt eines patriarchalen Beamten in hochoffizieller Darstellung. Dort zart und fast verletzlich drei Frauen im sensitiv-häuslichen Umfeld. Wobei auf beiden Fotos nicht der Hauch von einem Lächeln aufscheint. Es ist die bewegungslose Ernsthaftigkeit, wie sie von der Erfindung der Fotografie bis knapp über die Jahrhundertwende eigentlich alle Porträtaufnahmen kennzeichnete. Die Fotografien hat Sohn Andrea gemacht, wohl ganz kurz nach seiner Rückkehr von seiner Lehrzeit in Zürich, als er in Castasegna sein Fotoatelier aufbaute. Hat der Sohn



Augusto, der jüngste Sohn von Agostino und Johanna Garbald, um 1905 herum.



Augusto vor seiner Ausreise nach São Paulo, Brasilien, 1929.

FOTOS ANDREA GARBALD

hier irgendwie das Genre interpretiert? War beim zweiten Hinsehen eine versteckte Botschaft zu erkennen? Herr Rabe kannte den Briefwechsel zwischen Agostino Garbald und Johanna Gredig aus der Verlobungszeit. Dies war kein gewöhnliches Schweizer Paar aus dem 19. Jahrhundert. Der damals zweiunddreissigjährige Zolleinnehmer schien nicht vordringlich eine grosse Karriere als Beamter im Sinn gehabt zu haben. Die Churer Zolldirektion hatte ihm nämlich einen prestigöseren Posten in der Zolleinfuhrstelle in Splügen angeboten. Garbald lehnte dankend ab. Er zog es vor, im südlicheren Castasegna zu bleiben. Überhaupt war seine Arbeit am Zoll in den Briefen kaum ein Thema. Den Fritz erwähnte er regelmässig, einen offenbar nicht eben hochbegabten jungen Mann, dem er trotzdem das Telegrafieren beizubringen versuchte – und das Ablesen der meteorologischen Daten. Das Wetter schien Agostino Garbald mehr zu interessieren als die Einnahmerei am Zoll, wie er sich im Grunde eigentlich als Philosoph und Naturgelehrten sah, der in seinem Leben vor allem eine bemerkenswerte Erfindung zu machen hoffte. Und die gerade zwanzigjährige Johanna schrieb dem «Commissar» unumwunden, dass ihr nicht so sehr an Haus und Herd, viel eher an der Poesie und der Schriftstellerei lag. Was den Herrn Zolleinnehmer in keiner Weise aus der «Contenance» zu bringen vermochte. Im Gegenteil. Mit Schalk erwiderte er entsprechende Zeilen der «Theuersten» und übermittelte ihr seine Freude darüber, bald eine veritable Poetin und Hexe im Haus zu haben. «Gewiss, Liebste, Du bist schon jetzt eine Hexe, brauchst es nicht erst an meiner Hand zu werden. Wie anders als durch Hexerei könnte ich veranlasst werden, mitten im Winter eine Vergnügungsreise ins Engadin, dem bündnerischen Sibirien zu machen?» Familiär, so entnahm Rabe den Briefen, hatten die zwei ein für die Zeit um 1860 herum höchst avantgardistisches, gar revolutionäres Modell im Kopf. In seinem letzten Brief vor der Hochzeit schrieb Garbald seiner «lieben Johanna»: «Es ist mit unserer Correspondenz aus und in wenigen Tagen auch mit der Brautzeit. Das Vorspiel zum Eheleben ist zu Ende, das eigentliche Drama fängt an. Wird dieses lustiger oder trauriger Art sein? (...) Dein Augustin. Gar bald Dein Männchen.» Für einen gestrengen «Zoller» hatte der Mann einen beachtlichen Humor, sinnierte Rabe.

Rabe setzte sich auf einen herumstehenden Gartenstuhl, nahm die Kopien der zwei Fotos aus seiner Tasche. Wie war es wohl gekommen mit der Ehe und der Familie? Lustig, traurig? Die Ambivalenz steckt auch in diesen Fotografien. Plötzlich sah Rabe den alten Herrn, der hier auf einem Biedermeierstuhl inmitten seiner uniformierten Kontrolleure, Landjäger und Aufseher sass, mit zwei Gesichtern. Ganz zu Diensten steht die Mannschaft um ihren Vorsteher herum, jeder ein klein wenig auf seine Art, aber doch vor allem schön stramm, mal ein Arm angewinkelt in die Hüfte gestützt, mal beide Arme hinter dem Rücken, eine Hand zwischen zwei Rockknöpfe geschoben, einmal in der Rocktasche. Allesamt mit Lippenbart und steifem Hut. Zwei von den zehn Männern durften auch sitzen, einer zu Füssen des Garbald auf dem Steinsockel, der von der Treppe weggeführt. Ein anderer auf einem

Stuhl direkt neben dem alten Herrn. Es könnte Fritz, der Gehilfe, sein. Tatsächlich trägt er ein etwas anderes Wams. Oder ist es der Tierarzt, der im Sommer hier ständig auf Posten war? Agostino Garbald wird um die siebzig herum gewesen sein, als Sohn Andrea dieses Foto machte. Dieser Patriarch war gar keiner, dachte Herr Rabe. Oder doch? Oder keiner mehr? Er sass nicht in Uniform hier, sondern im Halbleinigen und mit breitrandigem elegantem Hut. Es war eher die Melancholie des verkannten Propheten als die Strenge eines Vorgesetzten, die dem Garbald mit seinem langen schlohweissen Bart ins Gesicht geschrieben stand. Die Mehrzahl der Männer schaut zum Fotografen. Garbald wirkt wie weggetreten, abwesend.

Und die Schriftstellerin Silvia Andrea alias Johanna Garbald-Gredig? Sieht sie auf der Fotografie nicht unheimlich traurig aus, verlassen, vergessen? Es ist aber auch eine grosse Sehnsucht in diesem Bild, warm leuchtet der nahe Süden in die von letzten Rebenblättern bedeckte Pergola hinein. Das Foto muss jüngeren Datums sein als jenes vom Zoll, dachte Rabe. Vermutlich war der «liebe Augustin» bereits tot. Vielleicht lag er krank drinnen im Haus. War doch eingetroffen, was die junge Braut in ihren Briefen einst befürchtet hatte? «Wie werde ich den nächsten Neujahrstag feiern? Werde ich auf Deinem Schoss sitzen oder sind wir dann schon so weit in der Liebe vorgerückt, dass Du in Deinem Bureau allein bei Deinen Rechnungen sitztest und ich wieder zu Haus allein mich mit der Katze unterhalte? Es ist zwar ein schrecklicher Gedanke, dass die Katze mir Deine Gesellschaft ersetzen sollte; aber die meisten Frauen müssen schon zufrieden sein, wenn sie eine Katze, Brot und keine Prügel bekommen.» War der Philosoph zum Tyrann geworden, hatte er unter den Erfolgen der Schriftstellerin gelitten? In der Erzählung *Die Rufe* schildert Silvia Andrea einen Vater, der für alles nur



Selbstporträt von Andrea Garbald um die Jahrhundertwende.



Porträt von Augusto Giacometti, einem Freund des Hauses, um 1900 herum.



Porträtstudie. Vater Agostino Garbald um 1890.

FOTOS: ANDREA GARBALD © STAATSBIBLIOTHEK CHUR, FONDAZIONE GARBALD



Andrea Garbald mit seiner Mutter, 1924.

wissenschaftliche Erklärungen zuliess und sich verstockt und despotisch sämtlichen Errungenschaften der neuen Zeit entgegenstimmte und dabei selbst seinen Kindern jede Freude vergönnt. Rabe fand keine Dokumente, denen diesbezüglich etwas zu entnehmen gewesen wäre. Ein drittes Foto kam ihm jedoch in den Sinn. Das einzige, auf dem die ganze Familie Garbald abgelichtet war. Es scheint mit Selbstauslöser gemacht worden zu sein, wirkte wohl auch darum merkwürdig steif wie ein Standbild vom Dorftheater. Im Vordergrund, links, sitzt der greise Vater, hier ganz weiser Gelehrter mit Hausjacke, Kopfbedeckung und Buch. Hinter ihm

Silvia Andrea mit Strickzeug. Rechts die Kinder. Zuvorderst der jüngste Sohn Augusto, etwas auf Distanz. Neben ihm steht Bruder Andrea, dahinter Schwester Margherita, sitzend. Eigenartig starr und ehrfurchtsvoll schauen die drei Kinder zu ihren Eltern. Der Anblick einer restaurierten Familie.

Gian Andrea Walther war mit den Schlüsseln des Hauses gekommen. Ein markanter Kopf, er könnte einem Hodelerbild entstiegen sein, halb Baumfäller, halb Dichter. Rabe stellte sich dem Präsidenten des Kulturvereins der Talschaft vor. Man durchschritt zusammen den wunderschönen Garten der Villa Garbald; mittendrin steht eine gigantische Fichte, da sind aber auch Palmen, Rhododendron- und Kameliensträucher. Ein Paradies für Kinder, dachte Rabe. Richtung Berg schliesst links ein Wirtschaftsgebäude, rechts in der leicht er-

höhten Ecke ein Stadel im Walserstil die Parzelle. Das Haus von Gottfried Semper, das in seiner Frontansicht die gebaute Reduktion darstellt, entwickelt von hinten her besehen ein facettenreiches Leben. Drei verschiedene Baukörper münden in einen offenen Dachstuhl, den Solaio, ein bauliches Moment des Südens, über das hier in Castasegna kein anderes Haus aus der Zeit verfügt, wie überhaupt das Satteldach, das den Hauptkörper der Villa deckt, nicht üblich war – ausser beim ganz kommunen Stadel. Es konnten tatsächlich keine gewöhnlichen Leute gewesen sein, die dieses Haus bauen liessen und bewohnten. Der Berner Architekturhistoriker Martin Fröhlich wurde im Artikel der bündnerischen Zeitung zitiert, den Herr Rabe gelesen hatte: «Wir haben uns angewöhnt, die radikale Architektur des Neuen Bauens zu loben und gleichzeitig die Entwicklung der früheren Architekturgeschichte nur an ihren reichsten Produkten abzulesen. Der Bautypus Haus zeigt, dass es für vieles in der Architekturgeschichte einen geschärfteren Blick braucht als den, der nur Pracht, Stolz und Reichtum wahrnimmt. Die Villa Garbald ist dafür ein gutes Lehrstück.» Dieses Haus ist von bescheidenem Charme.

Rechts des doppeltürigen Haupteingangs erinnert eine Gedenktafel aus grau-grünem Granit an die Hausherrin: «Qui visse Silvia Andrea – Poetessa – 1863–1935.» Links der Türschwelle steht ein wunderschönes schmiedeisernes Scharreisen, zwei aus dem Schilf springende Delfine darstellend. Im Hausinnern war der Originalzustand der Villa nur

noch zu erahnen. Zwar sind keine substanziellen baulichen Veränderungen vorgenommen worden. Aber die Anpassung an die neue Nutzung durch die Polizei im Erdgeschoss und die zwei Wohnungen darüber hatten die Anmutung des Hauses doch völlig verändert. Von den Garbalds zeugen nur noch spärliche Spuren. Auf dem Dachstock einige alte Schriften und Bilder, Teile eines gigantischen Fotoapparates, eine Porträtstudie des Fotografen in Gips. Im Keller ein Webstuhl und Teile eines zweiten. Hier habe Margherita Garbald jungen Frauen das Weben beigebracht, erzählte Gian Andrea Walther. Bei den Garbalds liess sich über die Jahre eine ganze Anzahl Frauen in Hauswirtschaft ausbilden. Man unterhielt eine kleine private Haushaltsschule. Margherita hatte kunsthandwerkliche Webarbeiten gemacht und half ihrem älteren Bruder Andrea im Fotoatelier und im Labor. Zusammen gaben sie einige Serien von Postkarten heraus. Gelernt hatte Margherita zuerst an einer Töchterbildungsanstalt in Zürich. Später machte sie bei einem Fotografen in Chur eine Anlehre und volontierte dann noch einige Monate in einem Fotolabor in Zürich.

Über Augusto, den jüngsten Sohn der Garbalds, konnte Herr Rabe nur sehr wenig in Erfahrung bringen. Er galt im Dorf als der gescheiteste. Von seiner etwas gedrunghenen Statur her soll er seinem Vater sehr ähnlich gewesen sein. Augusto immatrikulierte sich an der Universität in Zürich für das Medizinstudium, wechselte aber nach wenigen Semestern nach Basel. Das Studium hat er nie abgeschlossen, sass möglicherweise gar nie regelmässig in den Vorlesungen. Er sei das schwarze Schaf der Familie Garbald gewesen, erzählt man sich im Dorf. Von konkreten Gründen will niemand etwas wissen. «Der Alkohol», hatten einige gemunkelt. Er sei zu intelligent gewesen, sagen andere. Augusto war 1930 nach Brasilien gereist und soll in der Nähe von São Paulo als Holzfäller gearbeitet haben. 1931 starb er dort an Halskrebs. «Die Intelligenz – sie war das Problem der Garbalds», sagte die Nachbarin Anilde Pool zu Herrn Rabe, als er sie mit Gian Andrea Walther besuchte, um vielleicht noch das eine oder andere zu vernehmen. Sie hatte Margherita und Andrea in den letzten Jahren etwas umorgt. Es sei grauenhaft gewesen, dem schleichen den Zerfall dieser stolzen Familie zusehen zu müssen. Andrea habe zuletzt in totaler Verwahrlosung gelebt, verwirrt, allein in einem Zimmer der Villa in Dunkelheit und Schmutz dahinvegetiert bis zu seinem Tod 1958. «Die Margherita haben alle gern gehabt im Dorf», erzählte Anilde Pool. «Das arme Kind. Es war immer kränklich, hinkte und war bucklig, sorgte aber bis zuletzt für ihre alte Mutter.» Margherita war auch an Krebs gestorben. Drei Jahre vor ihrem Bruder Andrea.

Gian Andrea Walther wollte Herrn Rabe noch die Bibliothek der Garbalds zeigen, die – gut erhalten – in zwei Schränken in der Villa lagert. Etwas über 2000 Bücher zählt diese Sammlung – gebundene Jahrgänge von wissenschaftlichen und politischen Zeitschriften inbegriffen. Ein kompaktes Stück feinsten humanistischen Weltgeistes war hier versammelt, eine erlesene enzyklopädische Bildungsvision, ein Manifest von seltener Weltoffenheit. Herr Rabe griff wahllos zu einem zierlichen



Büchlein, um ein wenig darin zu blättern. Fast von selbst schlug sich das Buch auf Seite 47 auf. Mit Bleistift war eine Textpassage am Rand angezeichnet. Rabe las: «Siehst du jemand in Trauer, weil sein Sohn in die Ferne gereist ist, oder weil er sein Vermögen verlor, so lass dich nicht zu der eigenen Einbildung hinreissen, dass dieser Mensch durch den Verlust der äusseren Dinge unglücklich sei, sondern halte dich bereit, bei dir zu sprechen: «Nicht dieser Unfall beschwert ihn (denn manche andere würden ja davon nicht geplagt werden), sondern die Vorstellung, die er davon hat.» Das Buch war vom Schweizer Denker Professor Dr. C. Hilty – *Die Kunst des Arbeitens*.

An die Sonne, dachte Rabe. «Kommen Sie mit?» fragte er Walther. «Ich möchte hinauf nach Soglio fahren und etwas essen.» Wenig später sassen sie im Restaurant Stüa granda am Fenster. Es tat gut, aus dieser sonnigen Höhe auf das schattige

Castasegna hinunterzuschauen. Dieses Tal ist ein Trompe-l'œil, ging es Rabe durch den Kopf. Man meint gegen Süden zu schauen, wenn man von hier oben seinen Blick talabwärts richtet. Und plötzlich taucht am späteren Nachmittag die Sonne hinter einem dunklen Bergkamm auf, um kurz darauf hinter einer hellen Kette von Schneebergen wieder unterzugehen. Man schaut in Tat und Wahrheit gegen Westen, hatte Rabe begriffen. Fast wurde es noch einmal heller, als die Sonne hinter den Misoxer Bergen verschwand. «Das sei das Leuchten des Atlantiks, sagen die Bergeller», hatte Gian Andrea Walther Herrn Rabe erklärt. Hatten sich auch die Garbalds täuschen lassen? Fragt er sich. Hofften sie auf ein Leben im Süden, offen, heiter, welthaltig? Und fanden sich in der «Sterilität» der Bergwelt wieder, waren letztlich unverstanden, verkannt, belächelt. Traten den Rückzug in die innere Emigration an. Die Garbald-Saga – ein Schweizer Schicksal. Auf einmal drängte es Rabe heimzukehren, Richtung Norden. Er würde wiederkommen. Diese Geschichte war nicht zu Ende erzählt. Auf dem Heimweg sah sich Herr Rabe im Talmuseum in Stampa noch eine Webarbeit von Margherita Garbald an. Kunstvoll hat sie darauf einen Mann gewoben, der ein Pferd führt. Darunter steht der Satz: «Am Ende unserer Zeiten, wenn die Menschen ganz verderbt sind, wenn die Frevler herrschen, die Frommen und Weisen unterdrückt sind, wird Wischnu als Kalki auf einem milchweissen Rosse kommen, die Sünde vernichten, die Sünder wieder zur Tugend führen und die Guten belohnen.» ■

Andrea Garbald (fünfter von links, hinten) an einer Tagung der Meteorologischen Gesellschaft um 1930.

Die Familie Garbald. Von links: Vater, Mutter, Margherita, Andrea und Augusto, um 1905.



FOTO ANDREA GARBALD © STAATSBIBLIOTHEK CHUR, FONDAZIONE GARBALD

SILVIA ANDREA – POETESSA

Von Maya Widmer

Johanna Garbald-Gredig, die Frau des Zolleinnehmers von Castasegna, war Mutter dreier Kinder. Sie war aber auch Schriftstellerin.

Unter dem Pseudonym Silvia Andrea schuf sie ein literarisches Werk, das sie weit über Graubünden hinaus bekannt machte. Viele

Heldinnen ihrer Erzählungen sind Frauen der Tat und politisch alles andere als angepasst.

Als die zweiundsechzigjährige Bündner Schriftstellerin Silvia Andrea (Pseudonym für Johanna Garbald-Gredig) 1902 von der Redaktion der Literaturzeitschrift «Helvetia» aufgefordert wurde, ihr Leben zu erzählen, sah sie sich in nicht geringer Verlegenheit:

...denn wie ich auch die grossen und kleinen Ereignisse meines Lebens zusammenstelle, will es mir nicht gelingen, ein Schicksal daraus zu machen, das andre, als die Nächsten, interessieren könnte. Geht es so vorwärts bis an mein Lebensende, so wird man von mir nichts anders sagen können, als: sie wurde geboren, heiratete und starb.

Tatsächlich scheint das Leben Silvia Andreas an äusserlich spektakulären Ereignissen arm. So legen es jedenfalls ihre oben erwähnte Kurzbiografie und deren leicht erweiterte Fassungen (1923 und 1929) nahe. Diese Autobiografie diente in der Folge als Quelle für fast alle biographischen Notizen, die zu Silvia Andrea veröffentlicht wurden.

Geboren wurde ich den 22. März 1840 in Zuoz im Oberengadin. Ich bin also welscher Zunge. Mein Vater war Lehrer und brachte mir die Anfangsgründe der deutschen Sprache bei; in einem Mädcheninstitut in Chur lernte ich sie fertig. Im einundzwanzigsten Jahr heiratete ich und kam ins Bergell, eine Talschaft an der italienischen Grenze, die meine zweite Heimat wurde.

Laut dem Kirchenbuch in Zuoz kam Silvia Andrea nicht am 22., sondern am 20. März 1840 zur Welt, als erstes Kind von Johann Thomas Gredig und seiner Frau Margrith, geborene Florin. Worauf die unterschiedlichen Angaben beruhen, ist heute nicht mehr herauszufinden. Vermutlich ist der 22. März, den Silvia Andrea immer für ihren Geburtstag hielt, der Taufstag. Romanischer Muttersprache oder, wie sie schreibt: «welscher Zunge», lernte sie das Deutsche, in dem sie alle ihre Werke schrieb, zuerst von ihrem Vater,

dann während eines einjährigen Schulaufenthaltes (1854–1855) im Bündnerischen Töchterinstitut in Chur. Das noch erhaltene Zeugnis weist sie als hervorragende Schülerin aus. Eine weitere Schule hat sie ziemlich sicher nicht besucht. Als ältestes von sieben Kindern wird sie anschliessend im elterlichen Haus in Zuoz ihrer Mutter bei der Haushaltung geholfen haben. Fünf Jahre später, im September 1860, lernte sie da ihren zukünftigen Mann kennen. Agostino Garbald, der im bündnerischen Grenzdorf Castasegna im Bergell als Zolleinnehmer tätig war, wurde anlässlich einer militärischen Pflichtübung bei den Gredigs einquartiert. Kurz vor seiner Abreise hatte er Silvia Andrea einen Heiratsantrag gemacht, den sie zunächst unbeantwortet liess. Acht Tage später gab sie Garbald brieflich ihr Jawort und entschuldigte ihr «unartiges Stillschweigen» mit ihrer Überraschung. Der daraufhin einsetzende Briefwechsel, der bis zur Hochzeit im Mai 1861 dauerte – in dieser Zeit sahen sich die Verlobten ein einziges Mal – zeugt von einer grossen Bereitschaft beider, sich ihre Interessen und Überzeugungen möglichst klar und ungeschminkt mitzuteilen. Bei aller Ernsthaftigkeit schlugen aber beide, Silvia Andrea vielleicht noch ein bisschen häufiger, auch immer wieder einen schalkhaften Ton an. Der grosse Altersunterschied – Garbald ist zwölf Jahre älter – scheint beiden kaum erwähnenswert. Die Literatur ist verständlicherweise nicht das Hauptthema dieser Briefe, aber es zeigt sich, dass sowohl Garbald wie Silvia Andrea einen entsprechenden Bildungshintergrund aufweisen. Er zitiert in seinem ersten längeren Brief Madame de Staël und sie Goethe. Die geringfügigen Abweichungen in den von Silvia Andrea zitierten Zeilen des bekannten Mignon-Lieds aus Goethes *Wilhelm Meister*, mit denen sie auf ihre baldige Übersiedlung ins südliche

Bergell anspielt, deuten darauf hin, dass sie aus dem Gedächtnis zitiert, ähnlich wie Garbald, der in seiner Antwort sich auf den andern berühmten Klassiker, Schiller, beruft.

Was die Bildung betrifft, muss ich dankbar anerkennen, dass sie durch meinen Mann Beförderung erhielt. Bei einem sehr zurückgezogenen Leben hatten wir Zeit, uns in die Werke unserer umfangreichen Bibliothek zu versenken. Er liebte neben der deutschen Literatur auch die italienische, besonders die Klassiker (...) Ich gab mir alle Mühe, las Dante und Tasso; aber mein Herz blieb bei den Deutschen. Goethe und Schiller waren die Sterne, zu welchen ich in Ehrfurcht und Bewunderung aufsaß, besonders Schiller. Rhythmus und Schwung der Sprache in seinen Gedichten bezauberten mich und weckten den Drang in mir, etwas zu offenbaren, das unerkannt in mir lag. Eines Abends flog mir fast ungesucht mein erstes Lied zu. (...) An grössere Arbeiten dachte ich noch nicht.

Die Entstehung ihres «ersten Liedes», die Silvia Andrea hier ganz im Sinne der Genieästhetik als unmittelbare Inspiration darstellt, datiert sie hier in die Zeit ihrer Ehe. Erste Gedichte hatte sie aber schon früher geschrieben. In den Verlobungsbriefen bezeichnete sie sich nämlich bereits als Schriftstellerin und Poetin, die «in sanften Mondscheinnächten» Gedichte mache. Was Agostino Garbald befürchtete, dass nämlich seine Person vor so einer berühmten Frau verblassen und er «nach der Hochzeit (...) für die Leute nur der Mann der Dichterin Johanna Garbald sein» werde, traf dann tatsächlich auch ein.

Garbald machte schon in diesen Briefen deutlich, dass sein Ideal einer Ehefrau nicht in einer «perfekten Koch-, Wasch- und Nähmaschine» läge und schlug ihr vor, die Zeit, die ihnen beiden neben der Arbeit bliebe, mit «philosophieren, lesen und studieren» zu verbringen. Die Lektüre, das lässt sich aus dem eindrucklichen Umfang ihrer heute noch vorhandenen Bibliothek schliessen, schien einen wichtigen Teil des gemeinsamen Lebens auszumachen. Gelesen wurden nicht nur die italienischen und deutschen Klassiker, sondern auch Zeitgenössisches. Namentlich nennt Silvia Andrea die Literaten Auerbach, Heyse, Spielhagen, Gotthelf,



© STAATSARCHIV CHUR, FONDAZIONE GARBALD

Die Schriftstellerin Silvia Andrea alias
Johanna Garbald-Gredig (1840–1935) in einer
Aufnahme ihres Sohnes Andrea – um 1920.

Keller und Meyer. Aus einem Brief von Anna Caviezel, ihrer langjährigen Freundin, mit der sie häufig korrespondierte, wissen wir, dass Silvia Andrea auch Bücher von George Sand und Hedwig Dohm gelesen hatte.

Damals trat auch die Marlitt mit ihrer «Goldelse» (1867) auf den Plan, die im Sturm unsere Frauenherzen gewann. Sie wurde von der Kritik nicht für voll angesehen, war aber nicht wegzufegen. Auch ich stand eine Zeit lang in ihrem Bann und schrieb nach Marlitt'schem Muster eine ziemlich unwahrscheinliche Liebesgeschichte «Frühling und Sommer». Sie kam in zwei Zeitschriften zum Abdruck, gelangte aber zu keiner Buchausgabe.

Eine erfolgreiche Schriftstellerin also als Vorbild, die aber im Verdacht steht, sogenannte triviale Frauenliteratur zu verfassen? Unter dem Titel *Frühling und Sommer* erschien Silvia Andreas «unwahrscheinliche Liebesgeschichte» erst 1893 in der renommierten Zeitschrift «Helvetia», die von Robert und Pauline Weber herausgegeben wurde und in der unter anderen Josef Victor Widmann, Ernst Zahn, Grete Auer, Jakob Burckhardt, Carl Spitteler und Goswina von Berlepsch publizierten. Bei der Erstveröffentlichung, 1879 in der Zeitschrift «Edelweiss», lief die «Liebesgeschichte nach Marlitt'schem Muster» unter dem Titel *Stille Wasser*. Im gleichen Jahr erschienen noch zwei Erzählungen: *Die Rufe* (in «Helvetia») und *Ein Kind des Südens* (in «Edelweiss»). In allen drei Texten finden sich starke, eigenwillige Frauenfiguren, die sich nicht mit der durch die bürgerliche oder bäuerliche Gesellschaft vorgezeichneten Rolle der bescheidenen Ehefrau begnügen wollen, sondern für ihr Leben noch andere Ansprüche geltend machen und damit unweigerlich in Konflikt mit ihrer Umgebung geraten. Ausgangspunkt ihrer Entfremdung ist meistens eine überdurchschnittliche Bildung und – damit verbunden – ein Wissensdurst, der von der Umgebung als exotisch oder überspannt, aber auf jeden Fall als unweiblich taxiert wird. Die Diskussion über die «gelehrte Frau» war keine Erfindung des 19. Jahrhunderts, sie erhielt aber in der Schweiz Auftrieb, seit die Universität Zürich 1867 Frauen zum Studium zuließ (übrigens vor allem Russinnen). In welchem Ausmass solche Frauen damals schikaniert wurden, hielt beispielsweise Ricarda Huch rückblickend in ihren Jugenderinnerungen fest. Sie hatte 1891 als eine der ersten deutschen Frauen in Zürich promoviert. Wie ein roter Faden zieht sich das Thema der Frau, die nach mehr als nur Familienglück strebt, durch das Werk Silvia Andreas.

Nach den ersten Erzählungen publizierte sie in den folgenden fünfundzwanzig

Jahren kontinuierlich. Sie schrieb genau während der Zeit, in der sie ihre drei Kinder grosszog. 1877 war der erste Sohn Andrea geboren, 1880 folgte die Tochter Margherita und 1881 der zweite Sohn Augusto. Dass Frauen häufig relativ spät, das heisst mit 40 oder 50 Jahren, zu schreiben beginnen, ist für das 19. und für die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts eine für die Schweiz nachgewiesene Tendenz, die sich mit den für die Frauen üblicherweise verminderten Familienpflichten erklären lässt (erwachsene Kinder, Tod des Gatten etc.). Zumindest die Mutterschaft scheint Silvia Andrea nicht am Schreiben behindert zu haben. Wobei wir nicht wissen, welche Pflichten sie während der sechzehn ersten, kinderlosen Ehejahre gegenüber andern Familienmitgliedern und Verwandten hatte.

Warum wird man Schriftstellerin? Weil das innere Leben von Stürmen durchsetzt ist, die sich Luft machen müssen. Die grossen Fragen der Zeit, die in den Städten auftauchen, werden einem durch Bücher und Zeitungen ins Haus getragen, und wie sollte man sich nicht als Kind seiner Zeit fühlen und in jeder Faser ihre Freuden und Leiden mitempfinden? Die weiten Interessen der Welt, die engen des lieben Ich, alles was in der Seele weht, klingt und singt, weint und lacht, ringt nach Ausdruck.

Sie selbst empfand ihr Leben im abgeschiedenen Bergell doch eher als eng und die Lektüre als ein Mittel, diese enge Sphäre zu erweitern. Dazu diente ihr auch die Geschichte:

Ich überschreite nun die engumzirkelte Grenze meines kleinen Lebens, das meine Anschauungen beeinflusste und vertiefte mich in die Welt grösserer Tatsachen. Ich las Geschichte.

Aus diesen historischen Studien entstanden zunächst drei Erzählungen, die je verschiedene Epochen der Bündner Geschichte illustrieren: *Ein Apostel* die Zeit der Christianisierung, *Donat von Vaz* den Niedergang des Rittertums und *Dem Licht entgegen* die Anfänge der Reformation. Zunächst veröffentlicht in der «Helvetia», erschienen drei Texte 1888 als erste Buchpublikation der Autorin mit dem Titel *Erzählungen aus Graubündens Vergangenheit* im Kommissionsverlag Vogel in Glarus, das heisst einem Verlag, bei dem die Autorin für die Druckkosten selbst aufkommen musste. Als Grund für diese Wahl nennt sie in ihrer Autobiografie ihre Schüchternheit bei der Suche nach einem Verleger. Die vorhandenen Briefe legen allerdings eine andere Interpretation nahe. Die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart hatte nämlich die Publikation von *Faustine*, einem Roman, in dem Silvia Andrea laut eigener Aussage ihr inneres Leben, ihr Ringen um einen Lebenssinn niedergelegt hatte, 1886 – also zwei Jahre vor der Buch-

publikation der historischen Erzählungen – abgelehnt. Die Absage war vom Verlag zwar an Johanna Garbald adressiert, das Manuskript und der Brief gingen aber an ihre Schwester Nina Gredig. Diese wiederum tröstete Johanna brieflich und erkundigte sich nach weiteren «Befehlen», mit der Frage, ob Garbald immer noch nichts wisse. Offenbar hatte Silvia Andrea ihre Schwester Nina dazwischengeschaltet, damit Agostino Garbald nichts erfuhr. Die eingestandene Schüchternheit bezieht sich wohl eher auf den eigenen Mann als auf den Verleger. Oder sollte ihr Mann entgegen den Beteuerungen in den Verlobungsbriefen mit der Bekanntheit seiner Frau als Schriftstellerin doch eher Mühe bekundet haben? Darauf deutet jedenfalls auch, dass Silvia Andrea überhaupt unter einem Pseudonym schrieb. *Faustine* erschien dann 1889 ebenfalls im Kommissionsverlag Vogel. Trotz enthusiastischem Lob von seiten der Kritiker – unter anderen auch von Josef Victor Widmann in der Sonntagsbeilage des «Bundes» – verkaufte sich dieses Buch im Gegensatz zu seinem Vorgänger sehr schlecht.

Auch das nächste Buch fand beim Lesepublikum keinen Anklang. Anlässlich der 600-Jahr-Feier der Eidgenossenschaft hatte Silvia Andrea die Erzählung *Wilhelm Tell* geschrieben, die im Huber-Verlag in Frauenfeld erschien. Auch in ihrer Version blieb Wilhelm Tell der grosse Held, sie hatte aber das Personal um etliche Frauenfiguren erweitert, die sich durch politischen Scharfsinn und eigenständiges Handeln auszeichnen. Ein ganzes Kapitel spielt dementsprechend in der Spinnstube, einem traditionellen Frauenort, wo nicht nur die spinnenden Frauen sich gegenseitig Geschichten erzählen, sondern Männer und Frauen gemeinsam wichtige politische Angelegenheiten erörtern.

Wir hatten mit dieser Veröffentlichung kein Glück. (...) die Schweizer haben ihren grossen «Wilhelm Tell» von Schiller und wollen keinen kleineren daneben haben.

Der Verleger Huber hatte zum Jahresende 1891 Silvia Andrea in einem Brief geraten, den Verdruss über *Wilhelm Tell* zu begraben und gleichzeitig sein Interesse an einer weiteren Zusammenarbeit bekundet. Es vergingen dann doch zehn Jahre bis zur nächsten Buchveröffentlichung.

In der Zwischenzeit erschienen regelmässig Texte in verschiedenen Zeitschriften, vor allem in der «Helvetia». Fast in jedem Jahrgang findet sich ein Beitrag von Silvia Andrea. Der Titel dieser Literaturzeitschrift war durchaus programmatisch gemeint. Der Herausgeber Robert Weber, der bereits eine *Nationalliteratur* verfasst hatte, wollte das einheimische literarische Schaffen einem breiteren schweizerischen

Publikum bekannt machen. Zu diesem Zweck gründete er 1877 die «Helvetia», eine «illustrierte Monatsschrift zur Unterhaltung und Belehrung des Volkes», wie es im Untertitel heisst, die vielen, meist noch unbekannten Schriftstellerinnen und Schriftstellern eine willkommene Publikationsmöglichkeit bot. Neben Erzählungen enthielt die Zeitschrift auch Gedichte, Kulturgeschichtliches und Rezensionen von literarischen Neuerscheinungen. 1902 – anlässlich des 25. Jubiläums – erschien von Silvia Andrea eine längere Würdigung dieses Publikationsorgans und ihrer Herausgeber, ob auf Einladung Pauline Webers, die nach dem Tod ihres Gatten 1897 die Zeitschrift weiterführte, oder ob aus eigenem Antrieb, wissen wir nicht. Sicher trug die «Helvetia» viel dazu bei, Silvia Andrea über ihre bündnerische Heimat hinaus bekannt zu machen, nicht zuletzt auch durch die Rezensionen ihrer Bücher. Auch das 1901 bei Huber in Frauenfeld erschienene Buch *Das Bergell*, das sie im Auftrag der Gemeinnützigen Gesellschaft des Bergells verfasst hatte, wurde freundlich besprochen. Illustriert mit Fotografien von Andrea Garbald, dem ältesten Sohn Silvia Andreas, der als ausgebildeter Fotograf seit 1899 in Castasegna ein Atelier führte, verkauften sich die *Wanderungen in der Landschaft und ihrer Geschichte* – so der Untertitel – sehr gut; das Buch wurde 1920 bei Huber nochmals neu aufgelegt. Sie selbst hat dieses Buch über das Bergell als definitiven Durchbruch in der Publikumsgunst bezeichnet.

Der 1905 veröffentlichte historische Roman *Violanta Prevosti*, den der Verleger Huber zunächst probenhalber im Feuilleton seiner «Thurgauer Zeitung» abgedruckt hatte, war ein grosser Erfolg; 1910 erschien eine italienische Übersetzung, 1920 eine zweite Auflage und 1995 ein Reprint der Erstausgabe. Der Roman spielt zur Zeit der Bündner Wirren (im Sog des Dreissigjährigen Krieges) zu Beginn des 17. Jahrhunderts und stellt zwei traumatische Ereignisse ins Zentrum des Geschehens: den Untergang des reichen Veltliner Städtchens Plurs im Jahr 1618 durch einen gewaltigen Bergsturz, dem rund 1000 Menschen zum Opfer fielen, und die sogenannten Veltlinermorde im Jahr 1620. Mit dem wohl berühmtesten Roman über die Bündner Wirren, dem *Jürg Jenatsch* von Conrad Ferdinand Meyer, hat Silvia Andreas Buch ausser dem historischen Hintergrund wenig gemeinsam. Nicht männliches Heldentum – wie auch immer bewertet – steht bei ihr im Zentrum, sondern ein fiktives, im Kontext der historischen Ereignisse unbedeutendes Frauenschicksal. *Violanta Prevosti*, die erfundene Enkelin des historisch verbürgten Giovanni Battista Prevosti vom ber-

gellischen Vicosoprano, nimmt aktiv am politischen Geschehen teil, allerdings nicht als kriegführende Amazone. Durch ihre Intelligenz und Beharrlichkeit gelingt es ihr, die eng gezogenen Grenzen der weiblichen Rolle immer wieder zu überschreiten und sich damit zusätzlichen Handlungsspielraum zu schaffen.

In diesem Roman verbindet Silvia Andrea die zwei Themen, um die ihr Werk hauptsächlich kreist: die Geschichte Graubündens und die durch ihre geistigen Ansprüche gesellschaftlich nicht ganz konforme Frau, die aber – vor allem aufgrund ihrer Freiheitsliebe – nichtsdestoweniger zur typischen Vertreterin des Bündner Volkes erklärt wird. Liest man heute ihre historischen Erzählungen und Romane kritisch, zeigt sich, wie stark Silvia Andrea auch durch die im 19. Jahrhundert verstärkt einsetzende nationalgeschichtliche Ideologiebildung geprägt war, welche die «Konstruktion der Nation» mit der «Erfindung des Volkes» zu verknüpfen suchte. Damit sollte die Idee der nicht mehr ständisch gegliederten Gesellschaft als politischer Souverän im Bewusstsein der Bürger verankert werden. Diese Überhöhung der Nation zur alleinigen Sinngebungs- und Rechtfertigungsinstanz verband sich in der Schweiz mit einer Mythisierung des Volkes als «ein einig Volk» von freiheitsliebenden Bürgern. Entlang genau dieser Ideologie schrieb auch Silvia Andrea ihre historischen Erzählungen, mit dem kleinen, aber feinen Unterschied, dass in ihrem Volk auch Frauen als politisch Aktive auftreten und nicht zur blossen Staffage degradiert bleiben. Für die Konstruktion einer historisch begründeten Unabhängigkeit eignet sich die Bündner Geschichte hervorragend. Wie sehr den Bündnern selbst an einer solchen Darstellung gelegen war, beschreibt Silvia Andrea witzig in der Anekdote *Warum Schiller seine Räuber nach Graubünden versetzte und wie es ihm dabei erging*. Obwohl die geschichtlichen Daten genau recherchiert sind, die dargestellten Fakten dem zeitgenössischen Forschungsstand entsprechen und die internen Parteizwistigkeiten in den Bündnen keineswegs übergangen werden, wird ein Bild eines Volkes entworfen, dessen «hervorragendste Tugend der unausrottbare Freiheitssinn» ist. Der Ursprung dieses Dranges nach Freiheit und die damit verbundene «Vaterlandsliebe» lassen sich auch in Silvia Andreas Darstellungen bis zum Volk der Rätier zurückverfolgen. In dieser Art von Ursprungsmythen hockt der Freiheitsdrang sozusagen auf den Genen. Solche Praktiken kultureller Nationalisierung waren zu dieser Zeit sehr verbreitet und wurden auf allen Ebenen gefördert. Auch die Historiker des 19. Jahrhunderts, deren Werke Silvia

Andrea als Quellen benutzte, interpretierten Geschichte grösstenteils auf dem Hintergrund dieser Ideologie. Geradezu einen Schub in diesem Prozess bedeuteten die Jubiläumsfeiern zum 600. Geburtstag der Eidgenossenschaft.

Im Jahre 1891 fand die Bundesfeier statt, die Behörden ermahnten das Volk, der Feier einen würdigen Charakter zu geben und aus innerem Antrieb kamen die Schweizer der Mahnung entgegen. Ich schrieb zu dem Anlass eine kleine historische Erzählung «Wilhelm Tell».

Silvia Andrea verstand ihren schriftstellerischen Beitrag ganz klar als aktive politische Haltung im Zeitgeschehen, als Möglichkeit, ihre Bürgerinnenpflicht auszuüben. Nicht von ungefähr entstand in dieser Zeit auch *Die Rhätlerin*, die 1899 erstmals in der «Helvetia» veröffentlicht wurde, um dann 1905 zusammen mit einer anderen historischen Erzählung, *Der Apostel*, in einem Leipziger Verlag in Buchform herauszukommen. *Die Rhätlerin* beginnt mit der Schlacht, in der die Römer «das rhätische Volk» besiegten. Der Mythos, dass die Rätier «sich mit ihren Frauen und Kindern unter die feindlichen Hufe geworfen (hätten), um die Schande der Unterjochung nicht zu überleben», und dass die Mütter den Römern «ihre Säuglinge ins Gesicht geschleudert» hätten, «um mit der Schande zugleich das Geschlecht zu tilgen», wird von Silvia Andrea als Erklärung für die opferfreudige Freiheitsliebe der Schweizer, insbesondere aber der Bündner, immer wieder zitiert. Auch Violanta Prevosti, «das schlichte Mädchen aus den Bündner Bergen», führt dieses Ereignis gegenüber dem spanischen Herzog Feria als «Goldgrund» der Freiheit an. Silvia Andrea scheint für sich damit ein eindrückliches Bild für den genealogisch verorteten Unabhängigkeitswillen eines Volkes gefunden zu haben. Immer wieder äussert die Autorin in ihren Selbstzeugnissen, wie sie selbst auf der Suche nach einer Idee ist, «die das Leben befruchten könnte». In der Gegenwart vermochte sie diese nicht zu finden, wie sie 1883 in einem Brief an ihre Freundin Anna Caviezel schrieb. Die Verherrlichung des Christentums in der Erzählung *Ein Apostel* sei keineswegs «als Rückkehr eines verirrtten Schafes zur Mutter Kirche» zu interpretieren, sondern als «Sehnsucht einer Frau nach dem Ideal». In ihrem glaubens- und begeisterungslosen Gemütszustand sei es ihr eine Genugtuung, sich in jene Zeiten zurückzusetzen, in denen die Menschen sich für die Gottesidee aufopferten. Weder das Christentum noch andere Religionen, mit denen Silvia Andrea sich eingehend beschäftigt hatte, konnten ihr das gesuchte Ideal bieten:

Ich las den Koran; er war mir zu sinnlich und zu intolerant. Ich suchte Belehrung im

Buddhismus, die Lehre von Nirvana entsprach nicht meinem Ewigkeitsdurst. Aber in beiden fand ich eine sittliche Unterlage und es dämmerte etwas in mir auf.

In den verschiedenen Frauenfiguren ihrer Erzählungen findet sich die ganze Skala möglicher Frauenrollen, von der sanften, hingebungsvollen Emilie in *Faustine* (1888) über die temperamentvolle Beatrice in *Eine unerzogene Frau* (1904) bis zur heldenhaften Waldsusi in *Die Rüfe* (1927). Ihr Interesse gilt aber eindeutig denjenigen Frauen, die durch ihre Bildung und ihre intellektuellen Ansprüche in Konflikt mit der traditionellen Frauenrolle geraten. Eindrücklich hat sie ein solches Frauenschicksal im bereits erwähnten Roman *Faustine* geschildert. Die «faustische» Titelheldin, die weder in der Wissenschaft noch in der Kunst befriedigende Antworten auf ihre Daseinsfragen findet, zerbricht an der «Sehnsucht einer Frauenseele nach dem Ideal» und den konträren Anforderungen der Gesellschaft. Etwas bodenständiger hat sie diesen Konflikt in der Erzählung *Die Nachbarskinder* (1880) dargestellt. Agathe ist durch die Schuljahre in der Stadt dem bäuerlichen Leben in ihrem Heimatdorf entfremdet. Insbesondere kann sie sich mit den Ansichten ihres zukünftigen Schwiegervaters über die ihr bevorstehende Unterordnung und die Pflichten in seinem Haus nicht mehr anfreunden. Nach langen Irrungen und Wirrungen finden aber am Schluss fast alle zu ihrem Glück, wenn auch nicht auf dem vorgesehenen Weg.

Der Vergleich zweier publizierter Fassungen der längeren Erzählung *Die Rüfe* (schweizerisch für Steinschlag) zeigt die literarische Entwicklung Silvia Andreas. Die erste Version der *Rüfe* gehört zu den frühesten Veröffentlichungen: 1879 mit dem Untertitel *Schweizerische Original-Novelle* im zweiten Jahrgang der «Helvetia» publiziert, markierte sie auch den Beginn einer langjährigen Mitarbeit bei dieser Zeitschrift. Die zweite Version erschien unter dem gleichen Titel 1927 als die letzte Buchpublikation der Schriftstellerin. Insofern bildet diese Erzählung gleichsam den Rahmen von Silvia Andreas literarischer Arbeit. Die fast fünfzig Jahre, die zwischen den beiden Veröffentlichungen liegen, sind natürlich auch am Text nicht spurlos vorübergegangen. Das Grundgerüst ist geblieben, aber insgesamt weist die Buchversion doch erhebliche Veränderungen auf, die hier der gebotenen Kürze halber nur punktuell aufgegriffen werden können.

Die offensichtlichste Änderung betrifft die Fokussierung auf die *Rüfe*. Während die Gefährdung durch einen Steinschlag in der ersten Fassung fast beiläufig auf die Schlusskatastrophe und auf eine Entscheidung für oder gegen das

Gemeinwohl hinausläuft, entzündet sich in der zweiten Fassung der Generationenkonflikt von vornherein an der von den Jungen erkannten Gefahr. Der sture Peter Bärtschi schlägt alle Warnungen und Bitten in den Wind. Wissenschaftliche Argumente verhärten seinen erbitterten Widerstand erst recht. In seiner «bodenlosen Verstocktheit» stellt er sich quer gegen alle Neuerungen, die die Moderne bringt, aber auch gegen alle Interessen und Freuden seiner beiden erwachsenen Kinder Josef und Marie. In der ersten Version werden die Fortschritte der Technik durch ein grosses Eisenbahnfest in der Stadt verdeutlicht, in der zweiten sind es die geologischen Messungen und genauen Beobachtungen. Als Zeitereignis wird neu der Erste Weltkrieg thematisiert, aus dem Marias Verlobter, dessen Vater Deutscher ist, traumatisiert und körperlich versehrt zurückkehrt.

Weitaus den grössten Raum nimmt aber im ursprünglichen Text die aussergewöhnliche Frauenfigur Mary Klinton ein, die den nach Amerika ausgewanderten und verschollen geglaubten Bruder von Josef und Marie auf den rechten Weg zurückgeführt hat. Es stellt sich heraus, dass sie die Gattin eines berühmten Generals im amerikanischen Sezessionskrieg war, die unter Todesgefahr Verletzte aus dem Schlachtengetümmel gerettet hatte. In ihr vereinigen sich quasi die Barmherzigkeit einer Florence Nightingale mit dem Heroismus einer Jeanne d'Arc. Diese ganze Geschichte wird radikal zusammengestrichen: Aus der allseits bewunderten Mary Klinton wird die überlegene, aber kühle Alice Berton, die in ihrer Emanzipiertheit allen «zu amerikanisch» ist und die sich nach freundlicher Aufnahme als Gattin des verschollenen Sohnes zu erkennen gibt. Das weibliche Heldentum überträgt die Autorin auf eine einheimische Figur, auf die schlichte, arbeitsame Waldsusi, die in ihrer Unerschrockenheit und Uneigennützigkeit den verhassten Peter Bärtschi und seine redliche Haushälterin im letzten Moment aus dem von der Steinlawine zerstörten Haus rettet, während die Männer des Dorfes, abgeschnitten durch die wilden Fluten des Baches, tatenlos zusehen müssen. Was in der ersten Fassung durch die Dialoge und Erzählungen der Figuren der Leserin oder dem Leser diskursiv klar gemacht wird, verdichtet sich in der zweiten Fassung zu prägnanten Bildern oder knappen Handlungen. Die starken Frauenfiguren sind graduell abgeschwächt, die negativen männlichen Charaktere werden hingegen noch pointierter gezeichnet.

Kurz vor ihrem 95. Geburtstag, am 4. März 1935, starb Silvia Andrea in Castasegna als bekannte und beliebte Schriftstellerin. Postum erschien noch zu ihrem

100. Geburtstag eine frühe Arbeit, die bis dahin unveröffentlichte Novelle *Elisabeth*. Nach dieser letzten Würdigung ihres Schaffens wurde es still um die Autorin. Auch in den gängigen schweizerischen Literaturgeschichten des 20. Jahrhunderts findet sich ihr Name nicht oder höchstens am Rande, meistens mit eher abwertendem Kommentar. An «vergessenen» Schriftstellerinnen haftet der Verdacht des Trivialen so zäh wie der Ruhm an den wenigen männlichen Auserwählten. Eine diesbezügliche Korrektur schweizerischer Literaturgeschichtsschreibung ist ebenso mühsam wie die politische Durchsetzung realer Frauenrechte und -interessen in der Schweiz. Silvia Andreas Werk macht deutlich, dass die von der Literaturgeschichte als trivial bezeichneten Themen wie Liebe und Ehe eine spannende Reflexion der Geschlechterbeziehung und ihrer diesbezüglichen Rollenverteilung ermöglichen. Dass die traditionellen Geschlechterrollen in diesem Werk immer weniger durch emanzipierte Frauenfiguren irritiert und herausgefordert werden, ist Symptom vielleicht nur einer schleichenden, ja auch unter kanonischen Autoren weit verbreiteten Altersresignation und nicht unbedingt eines bei unkonventionellen Rollen doch verhältnismässig konfliktfreien Lebens, wie sie es rückblickend darzustellen versucht.

Es kommt vor, dass im späten Herbst an einem halbverdorrtten Strauch noch eine Blüte hängt, und diese Blüte erfreut uns fast mehr als die Blumenpracht des Sommers. So freute ich mich, alte Frau, über das Buch, das zu Weihnachten 1927 herauskam. Und nun Schluss. Im Ernst? ■



Hochzeitsfotografie von Agostino Garbald
und Johanna Garbald, geborene Gredig;
Kalotypie eines italienischen Meisters, 1861.

LIEBE AUF DEN ERSTEN BRIEF

Von der Hoffnung, an der Seite des Zöllners zur Dichterin zu werden.

Von Anna Schindler

September 1860. Der Militärdienst bringt den zweiunddreissigjährigen Zolleinnehmer Agostino Garbald aus dem sonnigen Bergell ins kalte Engadin und für einige Tage ins Haus des Lehrers Johann Gredig. Ein Quartier mit Folgen: Der fremde Soldat gewinnt mit seiner direkten und offenen Art nicht nur im Handumdrehen die Zuneigung und Achtung von Vater Gredig, obschon er «die Leute unbarmherzig plagte und bespötelte, wenn sie etwas Dummes sagten». Er erobert «wie in einem Feldzug» auch das Herz von dessen ältester Tochter Johanna. «An einem Abend, an dem der bewusste Spötter Garbald nicht mehr spottete», dem letzten seines Aufenthaltes in Zuoz, macht er der jüngeren Johanna einen Heiratsantrag. Sie allerdings bleibt ihm die erhoffte Antwort schuldig: zu plötzlich kommt die unerwartete Erklärung, zu heftig ist der Sturm der Gefühle, den diese in ihr auslöst. So reist Agostino Garbald in Ungewissheit wieder ab, trägt seine Furcht und seine Zweifel «wie ein resignierter Ritter» zurück über den Maloja. Johanna hat ihn kaum recht verabschiedet am frühen Morgen – acht Tage später aber trifft ihr erster Brief in Castasegna ein, darin ihr Jawort. Was ist es, das ein zwanzigjähriges Mädchen, das sich als Schriftstellerin und Poetin sieht, das wie ein Junge liest und philosophiert und nach weit mehr als dem blossen Eheglück strebt, so überzeugt der Hochzeit mit einem Fremden zustimmen lässt? Was ist es, das eine lebenslustige, freche junge Frau, die ihre Mädchenfreiheit nicht missen will, so bedingungslos in die Arme eines zwölf Jahre älteren Naturalisten und Studiosus treibt, «der eine Brille auf der Nase und eine Botanisierbüchse auf dem Rücken trägt»?

Die junge Johanna glaubt an die Liebe – mit der Absolutheit eines romantischen Mädchens und mit dem ironischen Selbstbewusstsein einer starken Frau, die eine für die Zeit ungewöhnliche und unbequeme Position beansprucht. «Liebe und nur Liebe braucht der Mensch, um selig zu sein», schreibt sie in ihrem zweiten Brief ins Bergell, und obwohl darin ein christliches Glaubensbekenntnis dem ketzerischen Spötter Garbald gegenüber mitschwingt. Ihre Freundin Anna Caviezel –

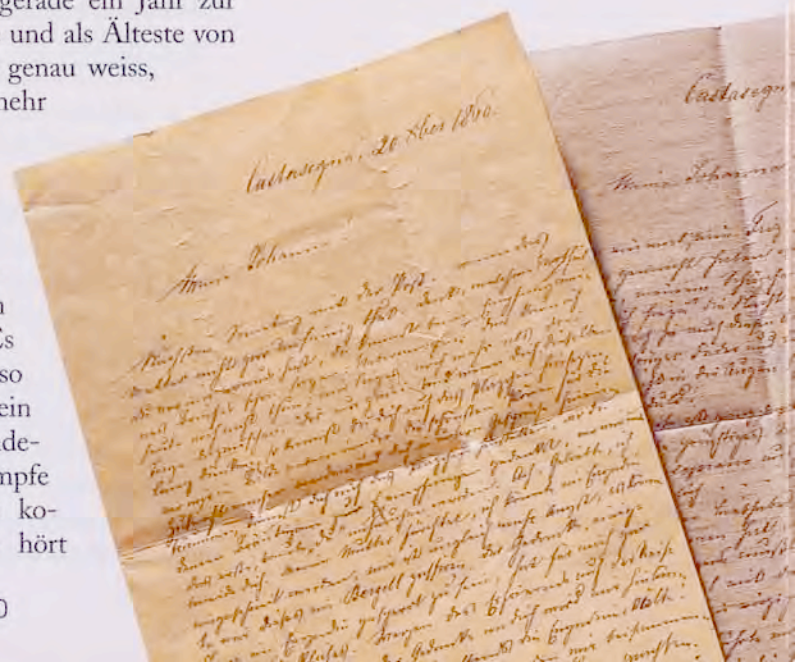
der sie als erster von ihrem Glück erzählt hat – wolle einen Schritt von Johannes Herzen zurücktreten, «weil Du mir nun der Nächste sein musst und wirst und weil die Liebe unendlich glücklicher machen kann als die Freundschaft», heisst es gegen Schluss desselben Briefes. Sie hat sich einem Mann, den sie erst einmal in ihrem Leben ein paar Tage lang gesehen hat, aus Liebe versprochen. Zwar wird sie ab und zu von der Ungeheuerlichkeit dieser Tatsache übermannt: «Ist es wirklich wahr, dass ich, so jung und klein, schon eine Braut bin? (...) Ach, kannst du begreifen, was das heisst, einem Manne anzugehören?!» Zweifel an ihrem Vorgehen aber haben in ihren Gefühlen keinen Platz: «Ich war dir gut, ohne es zu wissen. (...) Früher, als ich noch jünger war, machte ich mir gern ein schwärmerisches Bild von dem Manne, den ich einst lieben würde, später aber sank mein Glaube an Ideale gar sehr. Die Männer, denen ich begegnete, waren nicht sehr geeignet meinen schönen Glauben zu nähren. Die meisten waren Gecken, Heuchler, Pfügel (...) und ich ging so weit, mir im Stillen zu geloben, nie und nimmermehr mein Leben an dasjenige eines solchen Ungeheuers zu knüpfen. Nun, (...) habe mein Gelübde getreulich gehalten, – bis der Rechte gekommen ist. Ob Du nun meinem früheren Ideal entsprichst, was geht es mich an? (...) der Beste und Liebste, und wirst mich glücklich machen, wenn Du willst und wenn ich will, das heisst, wenn ich recht thue.»

«Recht thuen» allerdings heisst für Johanna, die sich all ihr Wissen selber angeeignet hat, die gerade ein Jahr zur Schule gehen konnte und als Älteste von sieben Geschwistern genau weiss, was Hausarbeit ist, mehr als in der Küche stehen und Kinder aufziehen – dies teilt sie ihrem Geliebten mit der gehörigen Ironie einen Monat später mit: «Es ist nicht fein, – so sagt man – wenn ein Mädchen an etwas anderes denkt als an Strümpfe stopfen und Tatsch kochen. Diese Worte hört

man so oft, dass man sehr wohl tut, sie sich einzuprägen und sich darnach zu verhalten. Sonst könnte einem leicht das Unglück begegnen, dass man als Gelehrte verschrien würde. Und was für eine grössere Schande könnte es wohl für die Frauen geben? Früher wurden solche, welche etwas mehr Scharfsinn verriethen, als die gewöhnlichen, als Hexen verschrien, heut zu Tage stehen sie in dem Geruch der Gelehrsamkeit. Deine Johanna, (die auf dem besten Wege steht, an Deiner Hand eine Hexe zu werden.)»

«Liebste», schreibt ihr Agostino Garbald zurück, «Du bist schon jetzt eine Hexe, brauchst es nicht erst an meiner Hand zu werden.» Ungelegen kommt dies dem kritischen Realisten aber nicht: «Die Meinung derjenigen, die dafürhalten, es sei nicht gut, wenn eine Frau mehr als kochen und Kleider flicken kann, hat auch ihre Berechtigung, wie alles, was unter der Sonne vorkommt. Solchen ist das Ideal einer Hausfrau eine perfekte Koch-, Wasch- und Nähmaschine; alles, was diese mehr kann, ist ihnen als eine Schmälerung dieser Haupteigenschaften ein Greuel. (...) Ich aber stelle an meine künftige Frau nur einen einzigen Anspruch, nämlich den, dass sie mich verstehe, weiter nichts. Und die Überzeugung lasse ich mir nicht nehmen, dass ich eine solche Frau an dir bekommen werde. (...) Wir wollen dafür philosophieren, lesen, studieren, bis wir schrecklich gescheid sind! (...) ...und ich werde dich nur umsomehr lieben, je mehr ich Dich achten muss.»

Genau das



mag das Geheimnis dieser Liebe über einen Alpenpass hinweg sein, die aus dem «bündnerischen Sibirien» nach «Italien, dem Land der Poesie», reicht: die gegenseitige Achtung über Glaubensunterschiede und Geschlechterdifferenz hinweg, deren sich die beiden Liebenden unentwegt versichern. Johanna, die Poetin, die ihre bevorstehende Hochzeitsreise «in Versen besingen will, wie Wieland die Abenteuer Oberons», scheint intuitiv erkannt zu haben, dass sie im Zahlenmann und Naturwissenschaftler Agostino einen Mann gefunden hat, der ihre Schriftstellerei und ihre Schwärmerei für die Poesie ernst nimmt – «im Unterschied zu den Engadiner Zuckerbäckern». Einen Partner, den ihr waches und gesellschaftlich so unkonformes Interesse für Literatur, Politik und Wissenschaft ehrlich fasziniert und der ihr diejenigen Qualitäten, die er sich selber attestiert, nicht abspricht. «Wo Hartes sich und Mildes paarten, da gibt es einen guten Klang», zitiert er Schiller. «Diese Bedingung findet sich bei uns in ausgezeichnetem Grunde erfüllt. Du die direkte von den heimlichsten Sphären niedergestiegene leibhaftige Poesie, ich die personifizierte Berechnung. Du stellst keine Gerichte zusammen auf den Tisch, deren Namen sich nicht reimen; ich frage nach dem darin enthaltenen Eiweiss und Kleber, um zu messen, wieviel mein Körper zu seiner Ernährung braucht. Du stehst in der Küche am Feuer und belebst die aufsteigenden Rauchwolken mit Phantasiebildern – ich berechne mit Schrecken die Masse Kohlenstoff, welche in Form von Rauch unbenutzt durch den Rauchfang entflieht. Du geräthst beim Anblick der Abendröthe oder des Alpenglühns in Entzückung – ich suche den Winkel ausfindig zu machen, unter welchem die Sonnenstrahlen auf die Wolken fallen müssen, um diese Stimmung hervorzubringen. (...) Wahrlich, wenn das Sprichwort: «Die Extreme berühren sich» je richtig ist, so ist es, wenn wir einander umarmen!»

Agostino Gar-

bald gesteht seiner «Engadiner Sappho» zu, sich auch zu anderem als Hausarbeit und Erfüllung der Ehepflicht berufen zu fühlen. Er achtet ihre intellektuellen Ansprüche, ihre geistigen Anstrengungen – im Wissen, dass seine zukünftige Frau durchaus nicht in seinem Schatten verschwinden will: «Sage mir, Geliebte, hättest du schon eine Ahnung, dass wir ein Pärchen werden könnten, als Du mir meine wohlverwarteten Lorbeeren wegstibiztest, und wolltest mir dadurch den Weg zur Berühmtheit abschneiden? (...) Mir bangt übrigens vor so einer berühmten Frau. Ich sehe schon, dass ich der Welt gegenüber meine Individualität einbüßen werde. Nach der Hochzeit werde ich für die Leute nur der Mann der Dichterin Johanna Garbald sein. (...) Hättest nicht irgend einen Andern in Aussicht, der entweder gescheid genug um nicht durch Dich verdunkelt zu werden oder dumm genug, um dieses nicht zu empfinden?» Keine Angst, meint Johanna, in Gedanken schon bei ihrem bevorstehenden Umzug ins Bergell. Sondern rät ihm mit ungeschmälertem Selbstvertrauen: «Kaufe Dir eine Zipfelmütze, Geliebter, die Du über die Augen herunterziehen kannst, damit Du nicht vom Glanz geblendet werdest! Wenn sie Dir auch die Ohren bedeckt, desto besser; so wird dir der Gesang einer Sterblichen, die Harmonien der himmlischen Heerscharen, die Du der-einst hören wirst, nicht verleiden.»

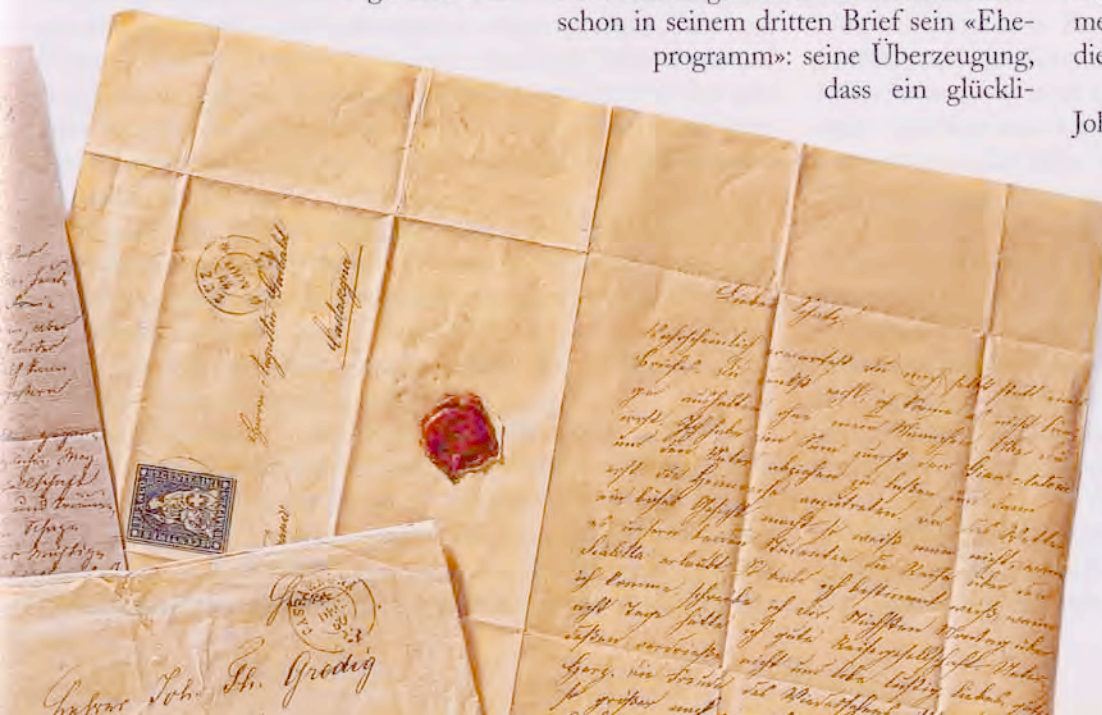
Sie hat viele Eigenschaften einer modernen Partnerschaft, diese Liebe, in die sich die junge Johanna und der Namensvetter des piemontesischen Freiheitskämpfers, der zur selben Zeit Italien eint, über sechs Monate hineinschreiben: Gegenseitig legen sich die beiden ihre Überzeugungen, ihre philosophischen Gedankenspiele dar, nehmen den andern ernst und zugleich hoch, fordern sich heraus – und finden sich im gemeinsamen Spötteln über gesellschaftliche Konventionen, über denen sie zu stehen glauben. Agostino erklärt seinem geliebten «störrischen Kind» schon in seinem dritten Brief sein «Eheprogramm»: seine Überzeugung, dass ein glückli-

ches Familienleben zwar den «Gipfel-punkt eines menschenwürdigen Daseins» darstelle, ein solches aber nur «durch auf gegenseitige Achtung gegründete Liebe möglich» sei. Fortan amüsieren sich beide über ihre Zukunft im Ehestand, immer pointierter, je näher der Moment der Eheschliessung rückt. «Sag, wie werde ich wohl den nächsten feiern?» fragt sich Johanna nach dem letzten Neujahrstag, den sie alleine verbracht hat. «Werde ich auf Deinem Schoss sitzen oder sind wir dann schon so weit in der Liebe vorgerückt, dass Du in Deinem Bureau allein bei Deinen Rechnungen sitztest und ich wieder zu Hause allein mich mit der Katze unterhalte?» Agostino bleibt ihr die Antwort nicht schuldig: «Auf Arbeit von Morgen früh bis Abend spät kannst du Dich jetzt schon gefasst machen, wenn Du herkommst. Schon jetzt, wenn es Etwas gibt, das in den weiblichen Wirkungskreis fällt und nicht gerade pressiert, so sage ich der Mutter, sie solle es für Johanna lassen...»

Sie machen sich lustig über Eifersucht und eheliche Besitzansprüche und versuchen beiderseits die Enttäuschung vorwegzunehmen, dass der andere dem idealen Bild, das beide sich malen, nicht entsprechen könnte – schliesslich sehen sie sich in ihrer sechsmonatigen Verlobungszeit genau zweimal. All dies in der unausgesprochenen Überzeugung, dass zwischen Mann und Frau auch dann eine gleichberechtigte Beziehung möglich sein müsse, wenn das gesellschaftliche Umfeld davon noch nichts wissen will. «Überdiess dachte ich, dass es am Ende mit der Freiheit der Mädchen nicht weit her sei», schreibt Johanna zwei Monate vor der Hochzeit. «Ihr (Männer) seid und bleibt doch die gestrengen Herren der Schöpfung und wir Eure unterthänigen Dienerinnen. (...) Als man über das Herrscherrecht abstimmte, mussten wohl mehr Männer als Frauen auf der Welt sein, dass Ihr Euch dasselbe aneignen konntet. Aber wartet! Es wird Euch noch schlimmer genug gehen. (...) Wir werden ohne Erbarmen Rache üben! Bis dahin aber will ich die Rechte meines Gebiets ehren.»

Am Pfingstsonntag 1861 endet, was Johanna «die Poesie des Lebens» genannt hat, die Brautzeit. Es bricht die Prosa an, der Ehestand. Doch es scheint ganz, dass die gegenseitige Achtung, deren sich beide einen Winter lang versichert haben, zeit ihres Ehelebens währte. ■

Alle Zitate stammen aus dem Briefwechsel von Johanna Gredig (Zuoz) und Agostino Garbald (Castasegna) während ihrer Verlobungszeit von Oktober 1860 bis April 1861. Erhalten sind im handschriftlichen Nachlass der Familie Garbald in Castasegna insgesamt 27 dieser Briefe; der erste stammt von Johanna und datiert vom 2. Oktober 1860, der letzte von Agostino vom 22. April 1861.





Die Familien Garbald und Giacometti waren freundschaftlich miteinander verbunden. Das Taufbild für Alberto und Diego Giacometti von 1904 stammt von Andrea Garbald. Ein Dokument mit Seltenheitswert: Vorne rechts Alberto und seine Mutter, dahinter Bruder Diego und eine Tante; in der Mitte Elvezia Michel mit der kleinen Ottilia.

BONDO, «BUN DI»

AUF DEN SPUREN VON SILVIA ANDREA

15.9.98

Kein Dunst in der Bregaglia, sondern dieses klare Herbstlicht, das segantinisch jede Kontur nachzeichnet. Bergspitzen, Baumwipfel, Granitdächer zum Fassen nah, der Himmel meerblau, die Wiesen sattgrün, nur da und dort ein Fleckchen Gelb. Und tiefe Schatten. Den Talriegel von Nossa Donna auf der alten Strasse umfahren, am Steinbruch vorbei, dann durch das enge Promontogno und links abgezweigt Richtung Bondo. Auf der Hangseite hohe Steinhäuser, 17. Jahrhundert, der Abendsonne zugewandt. Etwas weiter, in die Felsen hineingebaut, die Grotti; das schmuckste ein Ausschank, und gleich nebenan, unter riesigen Kastanienbäumen, die Bocciabahn. Angekommen in Sottoporta! Das Licht fast mediterran, an Steintischen sitzen ein paar Einheimische. Ich setze mich zu ihnen, bestelle bei Donato einen Tee. Auf dem hellen Sand der Bocciabahn schrumpelige Kastanienblätter, ein Hauch Verwahrlosung. Wer jetzt kein Haus hat... Und über die zugige Brücke, unter der das Gletscherwasser der Bondasca talwärts schäumt, nach Bondo, heim. Bun di, guten Tag!

Wieder stolpere ich über das grobe Kopfsteinpflaster. Wieder macht mich das Rauschen der Brunnen wie betäubt. Zum wie vielen Mal. Rauchgeruch liegt in der Luft. Im Nachbarsgarten eine Fülle gelber Äpfel. Nachts schimmern sie schwach.

16.9.98

An einem solchen Tag gibt es kein Halten. Hinaus, in die Wälder, aus der holzgetäfelten Bergeller Stube hinaus in die kristallklare, herbstkühle Luft. Die Wahl der Richtung fällt nicht schwer. Da ich Silvia Andrea im Gepäck führe, geht es auf dem Sentiero storico nach Castasegna, ohnehin einer meiner Lieblingswege. Bis zur weiten Wiese von Lüder keine Steigung, ein meditatives Gehen durch lichten Mischwald: Lärchen, Birken, vereinzelte Nussbäume, ausladende Edelkastanien. Sie bilden auch auf dieser schattigen Talseite ganze Haine, alpin-bukolische Parklandschaften von südlichem Touch. Jeder Baum ein Individuum, urig, schief, mit granitgrauem Stamm und rauher Borke, mit riesigen, gewundenen Armen. Da und dort eine vom Blitz getroffene Krone, ein geborstener, abgestorbener Ast, ein Stumpf. Frische Holzstapel zeigen, dass von Menschenhand «aufgeräumt» wurde. Pflegende Eingriffe. Rechts der Fels mit dem Froschprofil, hangaufwärts ein Rascheln: zwei Eichhörnchen jagen durchs Unterholz. Dann Stille, nur von tief unten das Rauschen der Maira.

Hinter einer Wegbiegung plötzlich die blendend grüne Wiesenterrasse von Lüder, durch die sich ein Bächlein schlängelt. Friedliches Idyll. Hier weiden die rothaarigen, zottigen Schottlandkühe von Renzo. Stier Caligula wuchtig und wachsam. Beweis seiner Männlichkeit sind die ungelungenen Kälber, die ihren stoischen Müttern nachstolpern.

Der Weg steigt jetzt durch dunklen Tannenwald nach Motta. Vorbei die Lieblichkeit, das wüste, moosüberwachsene Geröll zwischen den Bäumen – von einem der zahlreichen Bergstürze in dieser Gegend stammend – gleicht einer romantischen Ruinenlandschaft. Viel Schatten, Vogellaute und Harzgeruch. Eine gleichsam nordische Passage, grüngrau, die auf der Kuppe

von Motta abrupt endet. Kein Wald mehr, sondern sonnenüberflutete Weiden bis hinunter ins Tal, ein Blick wie aus der Vogelperspektive, königlich: auf die glänzenden Steindächer von Castasegna, das wie ein Spielzeugdorf überm Fluss kauert, auf den Stausee von San Barnaba, auf den Kranz der beschneiten Misoxer Berge. Abheben, fliegen! Die Berghänge nicht einengend, sondern panoramisch auseinander tretend. Wasserfälle, Baumin-seln, Ställe. Bergeller Arkadien. Und Herbstzeitlosen, leuchtend violett. Der Weg, der sich in Serpentina hinunterwindet, hat in der Mitte ein weiches Grasband. Darauf geht es sich leicht und schnell. Vorbei an einigen üppigen Kastanien, die wie Baumheilig-tümer eingezäunt sind. Eingezäunt ist auch ein Weideplatz für Schafe und Ziegen. Auf einem kleinen Felsen steht eine braun und zierlich, wie eine Gemse, hebt ihren rechten Huf und frisst inbrünstig Blätter und Triebe von einem jungen Baum. Menschen keine.

Castasegna liegt auf der andern Flussseite. Die alte Steinbrücke duckt sich, bedroht von den rasanten Bauarbeiten zur Erstellung einer Umfahrungsstrasse mit neuem Grenzübergang. Die Nussbäume, die Gemüsegärten – alles hin unterm Verkehrs-diktat. Ich schaue verstört hinüber, auf die gestaffelte Häuserreihe, auf die Kapelle San Giovanni Battista, auf Dächer und Balkone. Wo ist die Casa Garbald? Bald wird sie nicht mehr neben der Zollstation stehen, entmündigt. Oder befreit? Heute bleibe ich im Grünen. Heute bringe ich den Mut nicht auf, die Grossbaustelle, die wie eine Miniaturwüste aussieht, zu durchqueren.

Auf einem Waldpfad direkt nach Lüder, wo die schottischen Kühe mittlerweile Siesta halten. Soglio sonnt sich hoch oben auf der gegenüberliegenden Talseite. Der weisse Kirchturm ragt wie ein heller Fingerzeig in den Himmel. Am Dorfeingang von Bondo der gedeckte Brunnen mit den zwei Trögen. Im tiefer gelegenen schwimmen Äpfel, beschreiben – vom Strudel des Wasserstrahls ergriffen – unruhige Kurven. Ein wenig Fisch, ein wenig Billardball. Keine Bewegung gleicht der andern. Lebte Silvia Andreas Fotografensohn heute, er wäre wohl mit der Videokamera zur Hand.

In der Stua Lektüre von Silvia Andreas Bergell-Buch, das 1901 bei J. Huber in Frauenfeld erschien. Alles da: die «Windgrotten» und die Kastanienwälder, der Turm Castelmuro und Nossa Donna, die wild schäumende Bondasca und «Soglio – la soglia del Paradiso» (wie Segantini seinen Winteraufenthaltort genannt hat), das gelbe Hotel Bregaglia und der Palazzo Salis, dessen Dach mit den vielen Kaminen ich durchs Fenster hindurchsehen kann, Geschichte und Landschaft und Kultur. «Die Cascina, die Dörrhütte, besteht aus zwei Räumen; der untere mit dem Herd ist zum Feuern bestimmt, der darüberliegende zur Aufnahme der Frucht. Beide Räume sind durch einen Boden aus hölzernen Stäben getrennt, die so nahe aneinander liegen, dass die Kastanien nicht durchschlüpfen, Rauch und Hitze aber hinaufsteigen können. In einigen Wochen sind sie gedörrt und geräuchert. Sind die Früchte dürr, so werden sie in lange, schmale Säcke gebunden und diese so lange auf einen Holzpflock geschlagen, bis die Schalen losgetrennt sind; darauf werden die Kastanien durch Siebe von den klein geschlagenen Schalen getrennt und erlesen. Für die ärmere Bevölkerung bildet die Kastanie, so-

wohl frisch als gedörrt, das tägliche Brot; im Nährwert steht sie zwischen Brot und Kartoffel. Ob Castasegna stehen die Dörrhütten dicht gedrängt, so dass sie wie ein Dörfchen aussehen, im Herbst liegt der Rauch, der ihnen entsteigt, wie Nebel in der Luft. – Castasegna, ein kleiner Ort mit hübschen neuen Häusern und Gärten und dem eidgenössischen Zollhaus, sieht recht freundlich aus. Rechts am Ausgang steigt hinter einem Streifen Kastanienwald fast senkrecht eine Felsenwand des Monte Galligione auf, die mauerartig den Himmel zu tragen scheint, da die Bergspitzen zurückstehen. Selbst dieses harte Gestein macht sich der Kastanienbaum mit seiner zähen Lebenskraft dienstbar. Wo sich eine Felsenspalte öffnet, wo der Wind auf einem Vorsprung etwas Erde zusammengeweht hat, klammert er sich fest und streckt manchmal in grotesken Stellungen wie hilflos suchend die Arme in die Luft. Selbst hier trägt er Früchte, die an unwegsame Orte hinfallen, wo sie von Ziegen und Schafen gierig aufgesucht werden.»



VAL BREGAGLIA E VAL CHIAVENNA. J.J. Scheuchzer, Itinera Alpina, 1707.

Über siebzig Jahre verbrachte Silvia Andrea, mit bürgerlichem Namen Johanna Garbald-Gredig, in Castasegna, zwischen schroffen Bergen und südlich anmutenden Kastanienhainen. Ihr Buch verrät nicht nur eine profunde Kenntnis des Bergells, sondern auf Schritt und Tritt Liebe. Nirgends der Hinweis, das Tal sei zu eng, das Leben hier zu beschwerlich, die Mentalität der Einwohner (für eine femme savante) zu beschränkt. Nur von Angst ist manchmal die Rede. Sie bezieht sich auf die Söhne, die in den Bergen herumkraxeln und das Mutterherz nicht schonen. «Was tut man, wenn man weiss, dass seine Jungen sich 3400 Meter über Meer befinden und es mit dem Erklimmen von Felsengräten und Spitzen nicht sonderlich genau nehmen? Man wartet, dass es Abend werde und man das Aufschlagen der Alpenstöcke und die trauten Stimmen im Vorhaus wieder höre. Dann öffnet man die Tür und während einem vor Freude das Herz im Leibe lacht, fragt man mit strenger Stimme hinaus: «Seid Ihr endlich da?»» Von den gefährlichen Gletschertouren ihrer Söhne erfuhr Silvia Andrea oft erst, wenn sie mit den Aufnahmen ihres Ältesten konfrontiert wurde. «Als ich nach einigen Tagen die Fotografie sah, bekam mein Jüngster, der am Rande eines Abgrunds sass, als ob er zu Hause keine Eltern hätte, die abends seiner warten, Worte zu hören, die mit der schönen Aussicht in keinem Zusammenhang standen. Auch der Fotograf ging nicht leer aus.»

Wehe Einblicke in einen Alltag zwischen Bergriesen, mit unbändigen Buben. Der Fotograf, Andrea, liess nicht ab, seinen Apparat an die aberwitzigsten Orte mitzunehmen. Augusto, neugierig und abenteuerlich, beschloss sein Leben in Brasilien. Ein Ausbruch, wie ihn die Schriftstellerin bloss in ihrer Fantasie vollzog?

17.9.1998

Zum Einkaufen nach Vicosoprano. In der jenseits des Flusses gelegenen Kirche San Cassiano eine kleine Toggenburger Orgel aus dem 18. Jahrhundert. Während S. die Bälge tritt, improvisiere ich im Bach- und Frescobaldi-Stil, probiere nacheinander alle Register aus. Etwas wie ein Jauchzen hallt durch den protestantisch kühlen, weissen Raum. Draussen gleissendes Mittagslicht und Kinder, die den Hang hinabtollen.

Am Nachmittag eine Runde Boccia gespielt und wie üblich verloren. Die Kugel rollt, wohin sie will, nicht wohin ich will,

schwenkt plötzlich um. Sei's drum. Hauptsache, es gibt etwas zu lachen unter den hohen Kastanien.

Um fünf kommt Gian-Andrea, um mir die Casa Garbald zu zeigen. Bevor wir aufbrechen, breitet er an einem der Grotto-Steintische Bücher, Broschüren und die fotokopierte Liste der Garbald-Bibliothek aus. Schon beim Überfliegen der neunzig eng beschriebenen Seiten tauche ich in den Sog der grossen weiten Welt ein, in ein Universum von enzyklopädischen Ausmassen, vielseitig und bunt. Hier treffen sich ein *Pflanzen-Idiotikon* und *Zoroasters lebendiges Wort*, eine *Anatomie der Wirbeltier* und die *Opere di Pietro Metastasio*; neben Ovid, Vergil, Livius, neben Goethe, Schiller, Nietzsche finden sich ein *Handbuch der Klimatologie*, *Grundzüge der Meteorologie* und eine *Griechische Chrestomathie*; Elektrizität, Telegrafie, Mineralogie, Bienenzucht, Geologie und vor allem Fotografie sind ebenso Schwerpunkte wie Indologie, Geschichte und Landeskunde. Dr. Kökls *Hypnotismus* und

Prof. Wilds *Föhn und Eiszeit* stehen neben Homer, Heine, Gottlieb und Lord Byron, Lehrbücher des Griechischen, Lateinischen, Italienischen, Portugiesischen und Sanskrit neben den Werken Rousseaus, Lenaus und Jules Vernes. Einzelne Bände Tolstoi, Gorki, Kant und Mörike finden sich in Nachbarschaft der Bibel, einer *Armenpflege* von 1788, einer *Diätetik der Seele* und einer *Glückseligkeitslehre*. Es fehlen weder Plato und Cicero noch Menzels *Kritik des modernen Zeitbewusstseins* und Staudes *Grundzüge der Gesellschaftswissenschaft*. What else? Bücher zur Arithmetik, Pädagogik, Mythologie und Ökonomie, zur Religion und Philosophie. *Ein Rätsel der Sphinx*, *Der Sozialismus und die Arbeiterfrage*, *Naturforschung und Hexenglaube* usw. usf. Den Grundstock der überwiegend deutschsprachigen Bibliothek hat Zolleinnehmer Agostino Garbald gelegt, grosszügig, breit. Gebiete wie Fotografie und Sprachen sind den Söhnen zuzuordnen. Was aber las Silvia Andrea? Auf Historisches, auf Heyse, Auerbach, Keller und C. F. Meyer verwies sie selbst. Doch ausserdem? Und worin lag der Beitrag der Tochter Margherita? Wer hat sich so brennend für Indisches interessiert in dieser protestantischen Bergeller Umgebung? Und musste eine Familie mit solchen Horizonten nicht unweigerlich ein Fremdkörper bleiben, scharf beobachtet und beargwöhnt?

Gian-Andrea rüttelt mich aus meinen Träumereien wach. Auf nach Castasegna, zum Schauplatz, in die Villa Garbald!

Von aussen kenne ich das Haus, bin unzählige Male an ihm vorbeigefahren. Das grosse Haus vor dem Zoll, etwas erhöht und mit vorgelagerter Pergola. Nie hätte ich gedacht, dass es von einem namhaften Architekten stammt. Auch jetzt, wo ich es «wissend» in Augenschein nehme, will es mir seine Besonderheit nicht enthüllen. Zauberhaft jedoch der Garten. Leicht terrassiert, mit riesigen exotischen Bäumen, mit Zypresse, Lorbeer und lauschigen Ecken. Hangwärts ein Gemüsegarten, zur Strasse, nach Süden hin die ausladende, rebenumrankte Pergola, die voll im Abendlicht liegt und den Blick auf den tiefer gelegenen Teil des Dorfes und die Berge gegenüber freigibt.

Zögernd das Innere des Hauses betreten, denn das Erdgeschoss gehört der Polizia. Über einen Flur die Steintreppe hoch. Auf den Stockwerken Wohnungen, die zur Zeit nicht zu besichtigen sind. So wurde, was einst ein baulicher Kosmos zur Beherrschung einer Familie war, unterteilt und verfremdet. Nur zuoberst, im leeren Dachboden, weht ein luftiger Geist, wird etwas

Authentisches spürbar, beginnt die Fantasie sich zu regen. Gian-Andrea zeigt auf einen verstaubten Bücherstapel: mehrere Dutzend Exemplare von Silvia Andreas Erzählung *Elisabeth*, zum 100. Geburtstag der Autorin 1939 bei Rudolf Geering in Basel erschienen. Der Stapel dämmert vor sich hin. Während Silvia Andrea wach vom Umschlagbild blickt: sinnend-wach, eine Greisin, die weiss, was sie hinter und vor sich hat.

Stumm verlassen wir das Haus, durchqueren noch einmal den Garten und gehen den Hang hoch, um von oben auf die Dächer von Castasegna zu sehen. Unterwegs zwei ältere Frauen, die Margherita Garbald noch gekannt haben. Sie erzählen von der klein gewachsenen Hinkenden, die wunderbar wob und andere im Weben unterrichtete, von der Katzenliebhaberin, die 1955 im Talspital Flin verstarb.

Kurz bevor wir den Kastanienhain erreichen, drehen wir uns um. Unter uns eine Dächerlandschaft aus Granit, grau-rosa im Abendlicht, verkeilt und verschachtelt, mit forschen Kaminen. So schmiegt sich ein Dorf schlank in die Enge des Tals.



SOGLIO. J.J. Scheuchzer, *Itinera Alpina*, 1707.

18.9.1998

Vor Stampa links über die alte Steinbrücke, dann durch eine Kastanienallee nach Coltura, wo der Palazzo Castelmur rostrot in der Sonne döst. Keine Besichtigung, die massive Holztür verriegelt. Ich schlage den Weg zur Kirche San Pietro ein, die Daniel Schmid in seinem Film *Violanta* so hell eingefangen hat. Sie steht auf einem Hügel, der laut Silvia Andrea von einem Bergsturz stammt. «Der Hügel von St. Peter ist nun bewaldet und die durcheinander liegenden Steintrümmer sind mit Moos überwachsen. Der Talboden ist gut, und neben wüsten Schuttlagern gedeiht üppiger Graswuchs.» Grellgrüne Mulden und Buckel, besänftigte Wildheit. Zur Kirche führt ein gepflasterter Weg, zuoberst so breit angelegt, dass die Kutschen wenden konnten. Hochzeiten, Beerdigungen in der Waldeinsamkeit. Das Kircheninnere schneeweiss mit duftenden Holzbänken. In der Apsis ein liches Engel-Fresko von Augusto Giacometti: Malachit, Ultramarin, Zinnober. Das Harmonium bescheiden, mit Trepedal. Und eine rasche Runde durch den Friedhof, wo neben Einheimischen auch ein Engländer begraben liegt.

Im Bergeller Heimatmuseum in Stampa suche ich eine Webarbeit von Margherita Garbald. Ja, eine solche sei ausgestellt, in der oberen Etage. Das Haus ist riesig, verwinkelt, voller Gebrauchs- und Kunstgegenstände, voller Mobiliar und Bilder (der Stolz der Sammlung: Alberto Giacometti und Varlin). Als ich schon fast aufgebe, entdecke ich in einem kleinen Raum eine zarte, unscheinbar graue Tapiserie, die sich seltsam von den übrigen Ausstellungsobjekten unterscheidet. In ihrer Mitte ein geflügeltes weisses Pferd, geführt von einer prinzhähnlichen Gestalt mit Krone.

Eine stille Arbeit von mystischer Ausstrahlung. Diese indische Faszination, die durch das Haus Garbald geisterte! Wie kommt Wischnu ins Bergell, auf welchen geheimen Wegen? Und sollte auch Silvia Andreas «Weltseele» (wie eines ihrer Gedichte heisst) vom Osten inspiriert sein?

Am Nachmittag erfülle ich mir einen lang gehegten Wunsch: die Villa Vertemate in Piuro zu besuchen. Sie liegt auf dem Weg nach Chiavenna, auf italienischem Boden. Silvia Andrea beschreibt sie nicht nur in ihrem Bergell-Buch; die Familie der Vertemate spielt eine zentrale Rolle in ihrem historischen Roman *Violanta Prevosti*. Piuro, deutsch Plurs, war einst der reichste Ort des Tals. Handel mit Seide und Lavezstein machte seine Bewohner vermögend, liess sie luxuriöse Palazzi bauen und als Kaufleute

bis nach Wien, Prag und Danzig ausschwärmen. Das Glück endete am 4. September 1618, als der Berg Conto, dessen Gestein man sorglos geplündert hatte, nach sintflutartigen Regenfällen «abbrach» und mit Donner und Getöse die Stadt unter sich begrub. Verschont blieben einzig die Häuser auf der gegenüberliegenden Talseite, darunter die Villa Vertemate. Längst ist über den Trümmern von Piuro Gras gewachsen, fette Wiesen und Rebland wechseln sich ab. Am Hang, gegen Prosto zu, aber herrscht noch immer die glückliche Oasenstimmung von einst: «In den Gärten schattet der Lorbeer und von den verschnörkelten Beeten duften die seltensten Blumen. Über dem Kastanienwalde zieht

sich der immergrüne nordische Wald hinan und darüber hinaus dehnen sich sammetgrüne Weiden mit der Flora der Alpen. Über dem Ganzen thronen die Berge in ewiger Majestät und tauchen ihre gezackten Felsenkronen in das tiefe Blau des italienischen Himmels.» Silvia Andrea übertreibt kaum, auch wenn sie die Villa Vertemate schildert: «Das Haus ist äusserlich schmucklos und unscheinbar; es war eben die «Cascina», die Hütte. Ein ovaler Fischteich, von steinernem Gelände umgeben, alte kupferne Pflanzenkübel, die seitlich gelegene in

barockem Stil gehaltene Kapelle, sowie das ob dem Portal angebrachte Wappen verraten jedoch das Herrenhaus. Um so grösser ist die Überraschung, wenn man eintritt. Ein Prunkbau, in welchem das sechzehnte Jahrhundert in Holz und Stein gebannt ist, tut sich vor uns auf. Die Jahreszahl 1577 steht in eingeleger Arbeit ob einer Zimmertür (...). Die Cascina ist eine Bestätigung von fabelhaften Reichtümern des Städtchens Plurs. Kein Raum ist ohne Schmuck geblieben. Fresken bedecken die Wände, Holzschnitzereien und Intarsien die Decken. (...) Wohin man sich wendet Zeugen eines lebensfrohen üppigen Daseins.»

Ein junger Mann in Shorts führt mich durch die Räume: sie sind, wie der Freskenschmuck zeigt, Jupiter und Merkur, Juno und Perseus, den Karyatiden und Amor gewidmet; es gibt ein Zimmer der Tierkreiszeichen, ein Zimmer der Künste, ein Musik- und ein Bischofszimmer, es gibt Flure, Atrien, eine Gemäldegalerie. Und wenn der Blick hinausgeht, trifft er auf Steinbalustraden, frisierte Buchshecken, auf einen riesigen Garten oder den wilden Kastanienwald. Kultur und Natur, Urbanes und Rustikales eng verschränkt. Vor allem nach aussen keine protzige Zurschaustellung cleverer Fantasie. Das Haus feiert sich innen, schwelgt in farbiger Mythologie und Allegorie. Ein Mäzenatentum pro domo, das beweist die Liebe zum Detail.

Ich fotografiere ein Gelände mit seinem prägnanten Schattenmuster, das grosse leere Bassin des Fischteichs, die imposante Einfriedung. Stein, wohin das Auge sieht, verlässlicher Granit. Treppen, Mauern, umgeben von einer südlichen Vegetation, von Maulbeerbäumen!

Die Villa gehöre der Stadt Chiavenna und werde gelegentlich für Konzerte benutzt, sagt mein junger Guide, der partout kein Trinkgeld entgegennehmen will. Hinter mir schliesst er sorgfältig das Tor, wie jemand, der seine Arbeit getan hat. Siebzehn Uhr, finita la storia.

19.9.1998

Lese, im Garten sitzend, *Violanta Prevosti*. Bin gefangen und frage mich, ob es mit den Schauplätzen zu tun hat, die mir fast alle vertraut sind, freilich aus heutiger Sicht. Vicosoprano, Piuro, Ceven, das Veltlin. Auch Bondo kommt vor: Silvia Andrea schildert mit raschen Strichen Graf Serbellonis Streifzug ins untere Bergell. Das Dorf wurde eingäschert. Nur die Kirche San Martino mit ihrem romanischen Glockenturm überstand den Ansturm.

Um zwölf Uhr Urnenbeisetzung von Franca Guggenheim-Giovanoli Varlin. Die Zeremonie findet im engsten Familienkreis statt. Ich gehe die Friedhofsmauer entlang, um ein klein wenig nahe zu sein. Kinderweinen. Franca wird mir fehlen, obwohl ich sie nicht sehr gut gekannt habe. Eine charaktervolle Frau, in ihrem Dorf verwurzelt und weltoffen zugleich, bescheiden, klug und witzig. Unser letztes Gespräch, vor wenigen Wochen, führten wir über die Gartenmauer. Am Schluss reichte sie mir ein paar duftende Ästchen (von welchem Strauch?), die ich später in den Kleiderschrank legte.

Gegen Abend meine Nachbarin Elena nach Ceresco hinaufgefahren. Zu Fuss hätte der Weg gut zwei Stunden gedauert. Und im Gepäck hatte sie einen Dampfkochtopf, mit geschmortem Kaninchen für Mann und Sohn auf der Alp. Was für eine Frau!

Anschliessend mit S. nach Soglio zum Abendessen. Als wir im Auto die steile Strasse hochkurven, liegt der Kastanienwald bereits im Dämmer. Nur die Spitzen der Sciora-Gruppe, des Piz Badile und Cengalo glühen rot. Rosa. Und verglimmen. Der ganze Vorgang dauert wenige Minuten, dann breitet sich Blau aus, Violett, ein vielfältiges Grau. Kühle.

Durch die engen Gassen, wo es nach Rauch riecht, zum Palazzo Salis. Der alte Garten schon fast im Dunkel versunken. Noch schwach zu erkennen die «Buchsbaumrahmen der Rasenstücke», die «halbverwilderten Rosen», die Obst- und Mammutbäume. «Und zwischen dem allem der wunderbare Gneis, der die Terrassen trägt, eine Treppe bildet, vier verfallene Stufen; eine über das Wachstum hinausgehobene Vase...» (R. M. Rilke).

Im selben Saal, wo Rilke 1919 gespeist hat, wird auch heute noch serviert. Ich bestelle Gerichte, die den Bergeller Herbst kulinarisch resümieren: Kastanien-Tagliatelle mit Wildragout, Polenta mit Steinpilzen, Zimtparfait mit Zwetschgenkompott und grünem Pfeffer. Dazu einen Tropfen Veltliner. Che buono!

Und schön erhitzt hinaus in die sternklare Nacht. Es genügt, einige Schritte aus dem Dorf hinauszugehen, um die Milchstrasse wie einen glitzernden weissen Nebel, wie ein himmlisches Zobelstier zu sehen und Venus, Kassiopeia und Grosser Bär zum Greifen nah. Die verschneiten Berge geben ein eigenes Licht ab. Magischer Schimmer, den der Mond noch verstärkt. Das Naturspektakel, das Silvia Andrea beschreibt, ist mir allerdings nicht beschieden. «Unvergesslich ist mir ein Mondscheinabend, an dem ich zufällig hier oben weilte. Das Tal der Maira mit seinem wuchernden Kastanienwald lag wie ein schwarzer Abgrund zu meinen Füßen; aber im Bondascatal wob ein weissliches Licht; der Blick drang ins Weite und blieb an den unbestimmten Linien des Bondascagebirges hängen. Plötzlich wurde an einer senkrechten Felsenkante ein glänzender Punkt sichtbar, der sich zur Sichel streckte und das nächste Schneefeld mit Silbergeriesel übergoss. Die Sichel formte sich zur Mondscheibe, die sich vom Felsen löste und in ruhigem Glanz am Nachthimmel dahinschiffte. Über ihr wuchs das Bondascagebirge ins ungeheure; aus der klotzigen Felsenmasse ragten die in riesenhaften Dimensionen aufgebauten Türme, Pfeiler, Zinnen empor, ihre weissen Grenzlinien mit dem dämmerigen Himmel verwebend und sich in geheimnisvoller Höhe verlierend. Immer siegreicher wurde der Mond, immer heller das Bondascatal; immer deutlicher trat das Gebirge in seinen Einzelheiten hervor; da prallte der Mond wieder an einen Felsenpfeiler, schien zu erzittern und in sich selbst zusammenzusinken und mit ihm verschwand die ganze Pracht. Nun wieder ein verheissungsvolles Leuchten an einer entgegengesetzten Eispyramide und wieder das allmähliche Auftauchen der Spitzen und Kuppen aus schwarzer Felsenumgürtung. So kam und ging die strahlende Scheibe mehrmals, bis sie gross und ruhig über dem mathematisch geraden Riesenscheitel des Piz Badile stand und der ganze Kettenzug in ihrem Strahlenkreis lag. Da standen die Majestäten der Bondasca, Piz Bondasca, Gemelli, Piz Longo, Cengalo, Badile, Sciora im Metallschimmer kalter Schnee- und Eispracht wie losgelöst vom bewohnten Erdkreis.»

Eine dramatisch-ehrfürchtige Schilderung mit pantheistischem Unterton. Doch ehrlich berichtet Andrea auch den Rest: wie sie die Kehren hinunterschritt und an den Schatten zu ihren Füßen merkte, dass sie sich auf der Erde befand, «wo Kastanienbäume wachsen».

Gehen statt fahren: das nächste Mal.

20.9.1998

Spaziergang nach Lüder. Begegne unterwegs Elda S., die mit einer Freundin auf einer Waldbank ausruht. Frage sie nach den Garbalds. Ja, Margherita und Andrea habe sie flüchtig gekannt. Beide seien sie klein gewesen, der Fotograf mit wildem Haarwuchs. Er habe Sanskrit gekonnt, sei indisch angehaucht gewesen. Die ganze Familie habe als intelligent und exzentrisch gegolten. Im Haus habe es von Katzen gewimmelt und entsprechend ungepflegt ausgesehen. Und wenn die Pergola-Trauben reif waren, habe man sich oft welche bei den Garbalds gekauft.

Abends Santa Cena in der Martinskirche. Der Pfarrer spricht mit Verve, als richte er sich an eine riesige Gemeinde. Predigt über die Moabiterin Ruth, die sich die Fremde zur Heimat machte («dein Volk ist mein Volk und dein Gott ist mein Gott»). Während ich den Apsis-Pantokrator in seiner Mandorla fixiere, schweifen meine Gedanken ab zu den «fremden» Garbalds und in die wirren Zeiten der Bündner Glaubenskriege. Dass das Bergell heute protestantisch ist, verdankt sich dem Heldenmut solcher Gestalten wie Violanta Prevosti. Eine Frau von klarem Instinkt und unbestechlicher Moral, die Pflicht und Neigung kaum je in Konflikt geraten lässt. Pflicht – als patriotisches Engagement – hat unbestrittenen Vorrang. Wird diese Haltung mit Unweiblichkeit erkaufte? Eine Frage an Silvia Andrea.

21.9.1998

«Bündnerin, kühl wie eure Gletscher, fest wie eure Felsen!» So charakterisiert der in spanischen Diensten stehende Herzog von Feria die stolze Violanta, die ihn aus Loyalität zu ihrer Heimat abweist.

Heisse Mittagssonne, lachende Äpfel. Als Nachbarin Ilda G. auf den Balkon hinaustritt, packe ich die Gelegenheit beim Schopf. Was sie (die über das ganze Tal Bescheid weiss) über die Garbalds wisse? Ach ja, die Kinder habe sie gekannt. Andrea habe immer und überall fotografiert. Man habe viel über die Familie gelacht. Sie hätten nicht so recht «dazugehört». Das Haus sei voller Gäste aus dem Unterland gewesen, die bei den Garbalds Italienisch lernten. Und die Katzen, gli gatti! Ein Katzenhaus!

Mehr bekomme ich aus den Einheimischen nicht heraus. Das Thema weckt leichte Scheu, und ich insistiere nicht, als Fremde, die ich trotz fünfunddreissigjähriger Bergell-Erfahrung immer noch bin.

Als die Spitze des Duan schon rötlich glimmt, wird es Zeit, die Koffer zu packen und aufzubrechen. Über Berg und Tal nach Hause. Nach Hause? Ist es nicht am besten hier, in Bondo? ■

GOTTFRIED SEMPER – ARCHITETTO

Von Martin Fröhlich

Verschlug es den deutschen Architekten Gottfried Semper nach den Stationen Paris, Rom, Neapel und Dresden ins Bergell? In Castasegna, weit unten im Tal, plante er 1863 die Villa Garbald – unauffällig, massvoll, schlicht. Ein Paradebeispiel der Neoklassik Sempers, der die Form immer als Ausdruck der Funktion verstanden hat – sei es nun bei antiken Tempeln, Villen aus der italienischen Hochrenaissance oder den traditionellen Schweizerhäusern. Ein Blick auf eine Biografie und ihre architekturgeschichtlichen Hintergründe.

Warum eigentlich ist er Architekt geworden? Gottfried Semper wurde am 29. November 1803 in eine wohlhabende Altonaer Fabrikantenfamilie hineingeboren. Altona gehörte damals zum dänischen Schleswig-Holstein. Die familiären Verhältnisse erlaubten eine sorgfältige Erziehung und gemächliche Berufswahl. Mathematik, Ingenieurwesen, selbst Berufsmilitär standen zur Debatte. Doch Semper entschied sich für Architektur, und dem Entschluss folgte ein Ortswechsel von Göttingen, wo er an der Universität Vorlesungen verschiedener Fachrichtungen besucht hatte, nach München, wo er Kurse bei Friedrich von Gärtner (1792–1847) belegte.

Ein Duell während eines Praktikums in Regensburg zwang ihn zum Umzug nach Paris. Für die Reise nach Paris war Semper mit Empfehlungsschreiben an mehrere Persönlichkeiten und Ausbildungsstätten ausgestattet. Keine der Persönlichkeiten, denen er empfohlen wurde, befand sich in Paris. So kam er, eher durch Zufall, ins Atelier des Architekten Christian Gau (1790–1853), das dieser auch als private Architekturschule führte. Bei seiner Ankunft in Paris kannte Semper das Umfeld seines neuen Lehrers Gau vermutlich nicht. Zu Gaus Freundeskreis gehörte sein alter Studienkollege Jakob Ignaz Hittorff (1792–1867). Deutsche verkehrten damals im Salon der Madame Valentin. Während Sempers Studienzeit in Paris sind dort auch Besuche von Alexander Humboldt, Schinkel und andern belegt. Semper wurde wohl von Gau oder Hittorff dort eingeführt. Er erhielt damals Eindrücke, die ihn seiner Lebtag begleiten.

*

Als man anfang, Architekten wissenschaftlich auszubilden, und nur noch Baumeister eine empirische Lehre machten, ersannen Architekturprofessoren neue Lehrbücher, die nicht nur Theorien enthielten – wie bei Leon Battista Alberti – oder Rezepte – wie bei Andrea Palladio –, sondern eine didaktische Linie einzuhalten versuchten, vom Einfachen zum

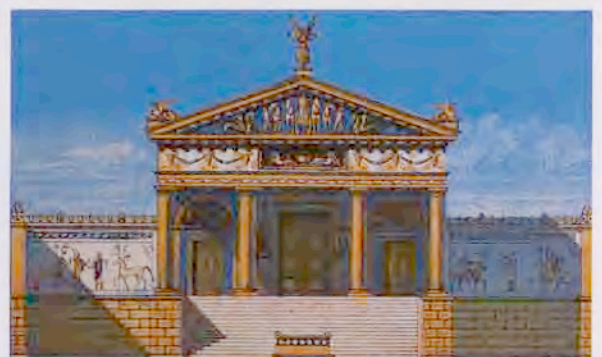
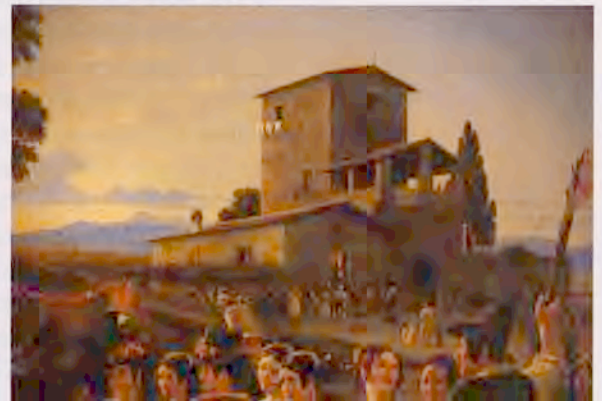


Komplexen. Das Komplexen kannten die Architekturprofessoren von ihren eigenen Träumen her, das Einfache mussten sie suchen.

Jean-Nicolas-Louis Durand (1760–1834) publizierte 1802 als Professor an der Ecole Impériale Polytechnique als erster ein solches Lehrbuch, das direkt aus der Schulerfahrung herausgewachsen war: *Précis des leçons d'Architecture*...

In den für das Lehrbuch wichtigen Tafeln zeigt er in drei Abteilungen, wofür gute Architektur nützlich sein könnte. Im dritten Abschnitt finden sich städtische Wohnbauten und Maisons de campagne – Landsitze: Die städtischen Wohnbauten sind nur als Funktionen und mit ihren manchmal komplizierten Grundrissdispositionen dargestellt. Die Landsitze sind eher Paläste als Häuser für dich und mich. Hier ist die Aufgabe «Haus» noch nicht entdeckt. – Nur in der Aufzählung von allen Varianten von Bedachungen sehen wir die offenen Dachstühle, die damals für typisch italienisch gehalten wurden. Ein Hinweis auf die Herkunft der Dachformen fehlt allerdings. Karl Friedrich Schinkel (1781–1841), seit 1820 Professor an der Berliner Bauakademie, schrieb ebenfalls ein Lehrbuch, das aber erst nach dem Zweiten Weltkrieg allgemein zugänglich wurde. Er befasste sich eingehend mit der Behausung der Reinen Wilden und zeigte ein Schweizerhaus. Auf dem Heimweg von seiner ersten Italienreise hatte er 1804 Savoyer und Wal-

Von oben: Gottfried Semper, 1834. Privatbesitz. Bauernhof in der Campagna, Ausschnitt, Wilhelm Marstrand, 1839, Thorvaldsens Museum, Kopenhagen. © Archivbild Rekonstruktion eines etruskischen Tempels, Stich. Aus Gottfried Sempers Abhandlung *Der Stil*.



liser Häuser gesehen und hielt sie als glänzender Maler, der er auch war, in Gouachen fest. So wurden Schweizerhäuser im Norden Deutschlands salonfähig.

*

Während Semper im Atelier Gaus seine Übungen zeichnete, tobte in Paris der Polychromiestreit zwischen Jakob Ignaz Hittorff und der Académie des Belles Lettres et des Inscriptions, der französischen Archäologen-Akademie. Hittorff hatte nämlich in Sizilien anlässlich seiner «Grand Tour» – wie die Engländer diese Bildungsreisen nannten – auf seit Jahrhunderten umgestürzten Trümmern antiker Tempel aus der Zeit der griechischen Kolonie auf Sizilien Spuren von farbigen Bemalungen gefunden. 1827 erschien seine Publikation *Architecture antique de la Sicile...*, in der er seine Funde darstellte. Nun begann eine jahrelange Polemik dieser Akademie gegen die Glaubhaftigkeit Hittorffs, weil in keiner antiken Schrift oder Inschrift je auf eine Bemalung von Architektur oder Skulptur hingewiesen worden war. Die Fachwelt wurde auf diese Auseinandersetzung aufmerksam, weil der

Fund Hittorffs das Antikenbild seiner Zeit, das sich in der klassizistischen Architektur niedergeschlagen hatte, widerlegte.

*

Handwerker gingen von Alters her nach der Lehre auf die Walz. Bei fremden Meistern in fremden Ländern (für einen Zürcher Hafner war schon St. Gallen eine fremde Stadt in einem fremden Land) lernten sie so, andere Dinge anders zu machen. Das Internet waren die Zünfte, und der Curser war man selber...

Die Studiosi wanderten seit Jahrhunderten von Universität zu Universität: «Ade in die Läng und die Breite, oh, Prag, wir ziehen in die Weite...» Das Internet war das Latein, und als Curser diente der Student selber.

Die Söhne grosser Familien schickte man, vielleicht mit Vikar Lavater, Herrn Goethe oder Dr. de La Harpe an ihrer Seite, auf die Grand Tour. Natürlich lockte «das Land, wo die Zitronen blühen», ob es aber wirklich die Zitronen, die Ausgrabungen von Pompeji oder eher die – unerreichbaren – glutäugigen Südländerinnen waren, die da lockten, sei dahingestellt. Jedenfalls wurden die Lüste mit gewaltigen Mengen von Zeichnungen, Vermessungen und Beschreibungen sublimiert. Stösse von Piranesi-Stichen, anschaulichen Briefen und Kisten mit «echten» Antiken wurden nach Hause

geschickt und zierten dort bis zum Lebensende als Beweis der eigenen Weltläufigkeit die Wände des Kontors oder Studios. Quasi als blinder Passagier kam auch die Idee der Villa in den Norden, man nahm auch eine Vorstellung jener Formen mit, die die Behausung des Landmannes (und seiner glutäugigen Tochter) ausmachten: die fensterlosen Kornschütten in den Obergeschossen der Villen der Terra Firma und die als Rosinen- und Maiströckne ausgebildeten offenen Dachstühle der Campagna und der Po-Ebene.

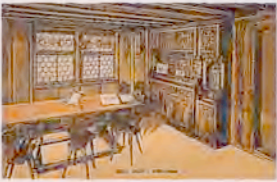
War die Reise durch die Alpen in den Süden zu Beginn des 18. Jahrhunderts noch «schröcklich» gefährlich (Gefahr ist das, was beim Fahren geschehen kann), bildete gerade dieser Teil später einen besonderen Höhepunkt der Reise in den Süden. Da hatte doch 1728 der damals gerade zwanzigjährige Medizinstudent Albrecht Haller auf einer Reise zusammen mit seinem Zürcher Freund Johannes Gessner, die durch das Rhonetal, über die Gemmi und den Brünig führte, ein Gedicht geschrieben, *Die Alpen*, in dem er behauptete, dass die dort oben wohnenden Wilden, die Sennerinnen und Sennen, käseessend und milchtrinkend einen Lebenswandel von reinsten Sitten führten... Man riss sich das 1729 erschienene Büchlein gegenseitig aus den Händen und eilte, sich an diesen Reinen Wilden zu ergötzen. Auch Jean-Jacques Rousseaus in seiner Abhandlung über die Wissenschaften und Künste 1750 ausgestossener Ruf «Retour à la nature!» (nicht ganz so, aber sinngemäss) verhallte nicht ungehört und lockte noch mehr Touristen zu den Reinen Wilden. Als 1756 auch noch Salomon Gessners (ein nur entfernter Vetter von Hallers Freund und Reisegefährten) erste *Idyllen* publiziert waren, gab es kein Halten mehr: Der Schweizer Alpen-tourismus war erfunden.

*

Als Abschluss seines Studiums bei Christian Gautrat Semper im Juli 1830 seine eigene Grand Tour an. Bis 1831 hielt er sich an Hittorffs Reiseroute. Er zeichnete 1830 in Oberitalien, 1831 in Rom, Neapel, Pompeji, der Campagna und in Sizilien, vor allem in Syrakus, Agrigento und Selinunte.

Sempers eigene Untersuchungen in Sizilien bestätigten Hittorffs Forschungsergebnisse. Im Jahre 1831 setzte er nach Griechenland über. Er besuchte 1831 und 1832 die Denkmalstätten der Antike. In Athen wurde er nicht nur bei der Untersuchung des Theseus-Tempels in der Unterstadt, sondern auch am Parthenon auf der Akropolis fündig. Diese beiden Tempel waren in derselben Art wie die Bauten auf Sizilien polychrom gefasst. Semper kannte natürlich den ideellen Wert seiner Untersuchungsergebnisse. Er fuhr so rasch als möglich nach Italien zurück, nutzte in Brindisi die Wartezeit in der Quarantäne, der vierzigstägigen Zwangswartezeit, die jedem Rückkehrer aus der Levante aus gesundheitspolitischen Gründen auferlegt wurde, zum Zeichnen und zum Schreiben, wie auch anschliessend in Neapel und in Rom.

In Rom stellte Semper Untersuchungen an der Trajanssäule an. Er schickte seinem Bruder, Chemiker und Apotheker in Hamburg, Materialproben von der Säule zur Analyse. Er wollte sich durch diese naturwissenschaftlichen Tests absichern. Die Ergebnisse wurden in Rom sofort publiziert. Es



Von oben: Ansichtskarten um 1900: Die Rütlistube. Auf dem Rütli. Forsthaus Degenried, Zürichberg. Ehemaliger Kursaal in Thun, um 1910. © Eidg. Archiv für Denkmalpflege, Bern. Sammlung Wehrli.



eilte. Andere hatten sich desselben Themas angenommen.

Bei der Abreise aus Rom übergab Semper ein grosses Konvolut Schriften und Zeichnungen einem Spediteur, Adresse Altona, anschliessend reiste er erleichtert und nicht auf dem schnellsten Weg nach Hause.

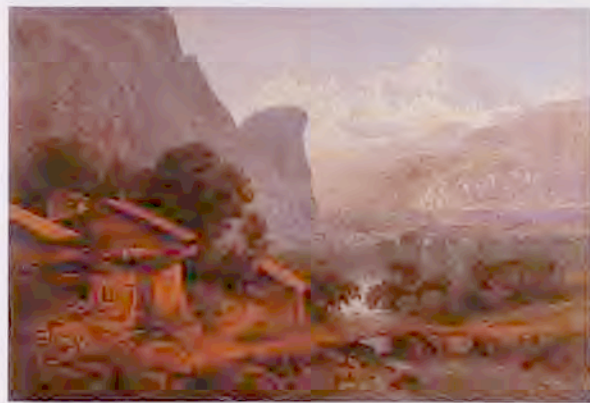
Er sah sich Oberitalien an. Er zeichnete 1833 in der Toscana und in Venetien. Er machte Station in München, wo er Verhandlungen mit dem Verlagshaus Cotta über die Publikation seines Konvoluts aufnahm und stattete in Berlin Schinkel, den er möglicherweise in Paris kennen gelernt hatte, einen Besuch ab.

Semper erreichte Altona kurz nach Neujahr 1834. Aber sein Konvolut war nicht angekommen. Verschollen!

Welche Enttäuschung, Wut, Verzweiflung über die verlorene Zeit, die verlorene Arbeit. Natürlich besass er noch alle Reiseskizzenbücher, Entwürfe, Daten. Doch alles nochmals ins Reine zu schreiben und zu zeichnen würde Monate beanspruchen. So entschloss er sich zu einer Kurzfassung seiner Forschungsergebnisse, da er wusste, dass er «Schiedsrichter» im Polychromiestreit sein würde. Dieser Fassung wollte er später das «Duplikat» seiner verlorenen Arbeit nachfolgen lassen. So entstanden die *Vorläufigen Bemerkungen über bemalte Architektur und Plastik bei den Alten*. Sie erschienen im Juni 1834 in Altona.

*

Seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts entstanden überall an grösseren Flüssen Industriebauten: der Bahnhof Olten Hammer, das Neumühle-Quai in



Zürich, der erste Standort von Escher-Wyss. In der Umgebung der Fabriken errichtete man sogenannte Kosthäuser für die zugewanderten Arbeitskräfte. Die meisten der von Fabrikpatriarchen veranlassten Wohnbauten dienten dazu, Mieten und Lebenshaltungskosten wieder dem Betrieb zuzuführen und über die so entstandenen Schulden die Arbeiter zusätzlich an die Fabrik zu binden.

Die Hausarchitekten der Unternehmer, die Fabrikerweiterungen planten und Besitzervillen zeichneten, überwachten auch den Bau der jeweiligen Kosthäuser. Schliesslich sollte ihr Äusseres die Aussicht aus den nahen Fabrikanten- oder Direktorenvillen nicht verschandeln. Ein kleiner Nutzgarten konnte den künftigen Bewohnern mit einem kleinen Anteil Selbstversorgung die Lebenshaltungskosten zu senken helfen und entsprach oben- drein der sentimental Bindung der Arbeiter – die ja häufig aus verarmten Bauernfamilien stammten – an die frühere eigene Scholle.

So entstanden in ganz Europa zwei neue Arten von Gebäuden: die langen, mehrstöckigen, mit monotonen Fensterreihen und hohen Satteldächern versehenen Fabrikbauten, die sich äusserlich in nichts von einem Teil der Arbeiterwohnbauten unterschieden, und die kleinen Häuser der Arbeitersiedlungen, die häufig zu zweit oder im Quadrat zu viert zusammengebaut waren, um eindrücklicher zu wirken. Die Spielerei der englischen und norddeutschen Landschaftsgärten, das Schweizerhäuschen, hatte eine Funktion gefunden: Es wurde zum Arbeiterhaus.

Warum die Arbeiterhäuser dennoch keine Holzhäuser sind? Wie viele Bildtitel auf kolorierten Umrissradierungen von Lory, Aberli, Freudenberger etc., die die Besucher der Reinen Wilden mit nach Hause brachten, heute noch beweisen, bezeichnete man damals Holzbauten gern als Hütten. Doch so wollten doch die Prinzipale ihre Arbeiter nicht untergebracht wissen. Man baute deshalb verputzte Riegelkonstruktionen oder aus Stein. Was vom Schweizerhaus übernommen wurde, war die Form und der leise Anklang an die Würde, die die Abstammung aus der Familie der griechischen Tempel auch jetzt noch mit sich brachte.

*

1833 starb in Dresden der Leiter der Bauschule an der Akademie, Professor Joseph Thümmel (1789–1833). Als seinen Nachfolger hätte man Gau aus Paris, Moller aus Mainz oder Schinkel aus Berlin gewünscht. Alle drei lehnten jedoch ab. Während Schinkel seinen Schüler August Soller (1805–1853) empfahl, wies Gau auf den eben bekannt gewordenen Semper als möglichen Leiter der Bauschule hin. Erkundigungen wurden eingefordert. Sie lauteten positiv. Semper wurde angefragt und nahm den Ruf an. Am 30. September 1834 wurde er in sein Amt eingeführt, legte den Eid als königlich-sächsischer Beamter ab. So wurde er Deutscher.

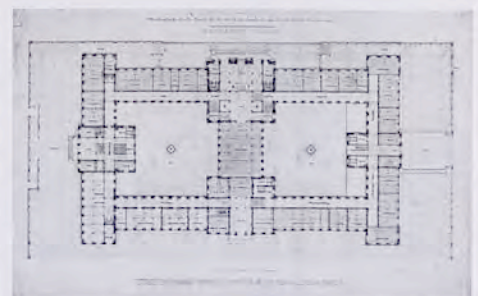
Sempers rasche Integration in das kulturelle Leben der Residenz, seine Heirat mit der sächsischen Majorstochter Bertha Thimmig (1810–1859) und seine Lehrtätigkeit förderten seine Karriere als Architekt. Als er um eine Standortabklärung für ein künftiges Denkmal des verstorbenen ersten Königs von Sachsen Friedrich August I. (1750–1827) gebeten wurde, begann er die Grundzüge der Idee zu entwickeln, die man später als Forumsprojekt und Überwindung der Stadtgestaltung des «Schachbrettmeisters» Durand bezeichnete. (So apostrophierte Semper in den *Vorläufigen Bemerkungen* Jean-Nicolas-Louis Durand, den Verfasser der *Précis des leçons d'Architecture*.)

Um ein Kulturforum, das sich an den damals noch zur Elbe hin offenen barocken Zwinger in Dresden anschliessen sollte, um den Blick auf die Elbebrücke zu lenken, wollte Semper den Neubau des Hoftheaters, eine neue Gemädegalerie, die Hoforangerie und weitere Ausstellungsmöglichkeiten für die grossen königlichen Sammlungen um den Zwinger gruppieren.



Von oben: Umschlag der *Bemerkungen über vielfarbige Architektur und Skulptur bei den Alten* von Gottfried Semper.

Hoftheater in Dresden, 1838. Foto vor 1869. © gta
Das Hoftheater in Dresden nach dem Brand im Herbst 1869. © gta
Landschaft mit Mont Blanc, Karl Friedrich Schinkel, 1813. © Archivbild
Mechanische Baumwollweberei in Wald, Zürich. Ansichtskarte. © Archivbild
Erdgeschoss des Hauptgebäudes der ETH Zürich, 1859. © gta



Nach eingehenden Vorarbeiten, die 1835 begonnen hatten, erhielt der praktisch noch recht unerfahrene Architekturprofessor 1838 den Auftrag zum Bau des Hoftheaters, das eine ganze Reihe von Provisorien ablösen sollte. Semper erledigte den Auftrag mit Bravour. Er kniete sich förmlich in die Problematik der Theaterauffassungen und der Theaterarchitektur seiner Zeit hinein. Dresden galt damals als ein Zentrum der Theaterwissenschaften. Hier wirkte 1825–1841 Ludwig Tieck (1773–1853), der Dichter, Herausgeber der Werke Kleists und Shakespeare-Übersetzer, als Dramaturg am



Hoftheater. Hier traf Semper den Erforscher des Shakespeare-Theaters Graf Baudissin, für den er um 1835 eine Rekonstruktion des Fortune-Theaters in London zeichnete. Im Verlauf der Planung entfernte sich das Projekt allerdings immer mehr von revolutionären Theaterideen hin zu einem veritablen Hoftheater. Es wurde sowohl für den Auftraggeber, den König, als auch für seinen Verfasser Gottfried Semper zu einem grossen Erfolg. Es wurde am 31. März 1841 mit *Torquato Tasso* eröffnet – und Semper gehörte fortan zu den bekanntesten Architekten des deutschsprachigen Raums.

Das Ringen um die Forumsidee ging weiter. Das Hoftheater stand an dem im Projekt vorgesehenen Platz, wie auch das Denkmal für König Friedrich August I. Aber noch immer war die kostbare königliche Gemäldegalerie nicht sachgerecht untergebracht. Mit dem Museumsbau für diese Bildersammlung sollte das Forum realisiert werden. Es entstanden unzählige Entwürfe, sowohl im Bereich von Theater und Zwinger als auch an andern Stellen der Stadt. Ein Teil dieser Ideen wurde 1841 publiziert und trug damit weiter bei zum guten Namen des immer noch recht jungen Architekten.

Seit dem 23. Februar 1841 schrieb ein junger Musiker in der «Dresdener Abendzeitung» über das Pariser Musikleben und arbeitete gleichzeitig an den letzten Aufzügen einer Oper. Sie wurde am 20. Oktober 1842 im neuen Dresdner Hoftheater uraufgeführt. *Rienzi* bekam tosenden Beifall. Der Triumph des *Rienzi*, die Zusage, auch seine nächste Oper, *Der fliegende Holländer*, am 3. Januar 1843 in Dresden uraufzuführen, und der Tod zweier Dresdner Theaterkapellmeister verschafften dem jungen Richard Wagner (1813–1883) am 5. Januar 1843 die Stelle eines Ersten Königlichen Kapellmeisters. Kurz nachher bekam er August Röckel

(1817–1876) als Helfer. Im Hoftheater wurde um 1845 eine Loge «Herrn Prof. Semper mit Gattin, Frau Kapellmeister (Minna) Wagner und Herrn Musikdirektor Röckel» reserviert. Sie dürften dort gemeinsam der Uraufführung von *Tannhäuser* am 19. Oktober 1845 beigewohnt haben. Die drei verband nicht nur ihr Interesse für Musik und Theater. Sie waren auch Gesinnungsgenossen. Für seine politische Überzeugung erhielt Röckel noch vor der Revolution von 1849 die Entlassung. Er redigierte darauf eine liberale Zeitschrift. Alle drei beteiligten sich aktiv am Aufstand, der der Weigerung König Friedrich Augusts II., dem Königreich Sachsen eine Verfassung zu geben, am 30. April 1849 in Dresden folgte. Als preussische Truppen am 5. Mai 1849 Dresden besetzen wollten, dienten Semper und Wagner in einer Schützenkompanie der Akademischen Legion, die eine der wichtigen Schanzen in der Dresdner Innenstadt verteidigte. Die Kompanie konnte ihre Stellung fünf Tage lang halten.

Als der Aufstand am 9. Mai zusammenbrach, mussten die Demokraten, unter ihnen Wagner und Semper, fliehen. Diese «Demokraten I. Klasse» – wie sie die Dresdner Polizei bezeichnete – wurden steckbrieflich gesucht. Röckel wurde inhaftiert und als einer der letzten erst 1862 aus der Haft entlassen. Wagner gelangte mit Hilfe von Freundinnen und Freunden über Weimar nach Zürich. Semper floh nach Paris, wo er gute Freunde besass. Semper wurde am 22. Juni 1849 offiziell aus dem Staatsdienst entlassen. Er war fortan staatenlos. Frau Bertha und die fünf Kinder blieben unbehelligt in Dresden. Sempers Steckbrief wurde erst 1863 aufgrund einer Intervention des Senates der Freien und Hansestadt Hamburg, die Semper in das Preisgericht für die Kunsthalle in Hamburg berufen hatte, zurückgezogen.

Die Jahre des Exils 1849–1855 gehören sicher zu den schmerzvollsten und zugleich faszinierendsten im Leben Sempers: In Paris und London erhielt er kaum Bauaufträge, aber jede Menge Anregungen und Kontakte, die mehrheitlich mit der ersten Weltausstellung 1851 im Londoner Hyde Park in Joseph Paxtons Crystal Palace und mit der Versetzung des Palace 1854 nach Sydenham zusammenhingen. Jetzt entstanden in kurzer Folge die wichtigsten Publikationen Sempers nach seinen *Vorläufigen Bemerkungen*, zum Abschluss der Weltausstellung am 11. Oktober 1851 *Wissenschaft, Industrie und Kunst* und kurz vorher *Die vier Elemente der Baukunst*. Beide Texte wurden von Vieweg in Braunschweig verlegt.

Von oben: Stadthaus Winterthur, 1865–1870. Foto Hermann Linck um 1920. © Archivbild Skizzenblatt zur Villa Rieter in Zürich, 1865, Ausschnitt. © Institut für Denkmalpflege, Berlin



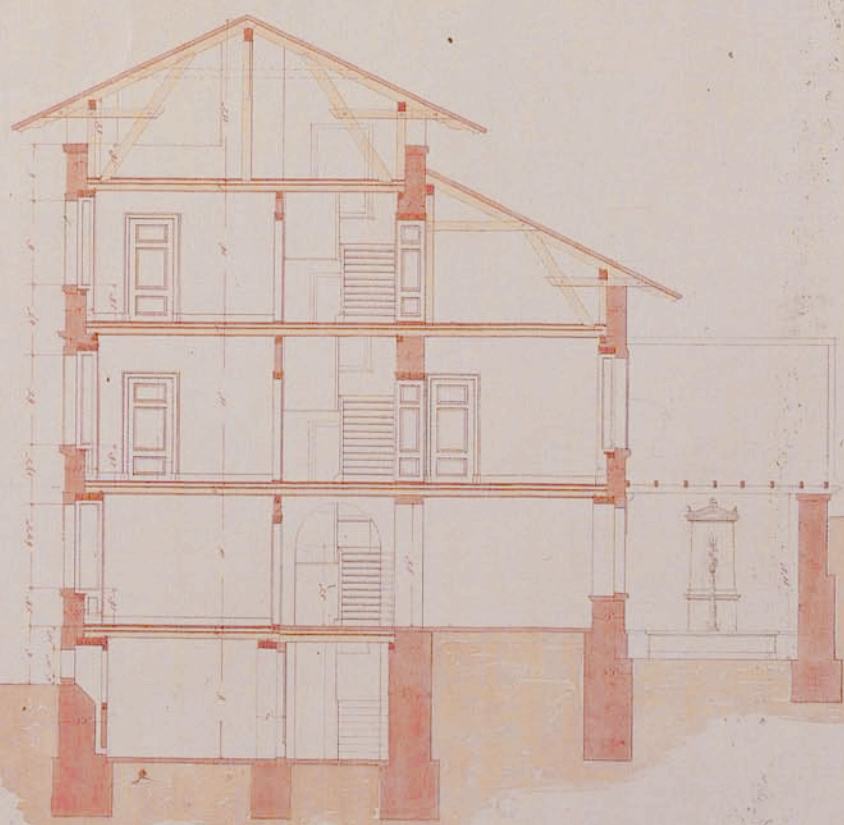


Villa Garbald. Diese Bleistiftzeichnung von Gottfried Semper wurde bisher nur in der «Schweizer Bauzeitung» 68/1916 publiziert.



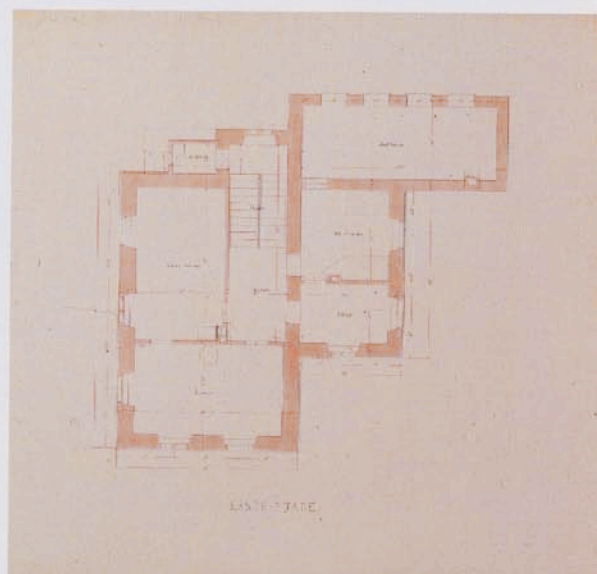
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20 21 22 23 24 25 26 27 28 29 30 31 32 33 34 35 36 37 38 39 40 41 42 43 44 45 46 47 48 49 50 51 52 53 54 55 56 57 58 59 60 61 62 63 64 65 66 67 68 69 70 71 72 73 74 75 76 77 78 79 80 81 82 83 84 85 86 87 88 89 90 91 92 93 94 95 96 97 98 99 100

Hauptfacade.

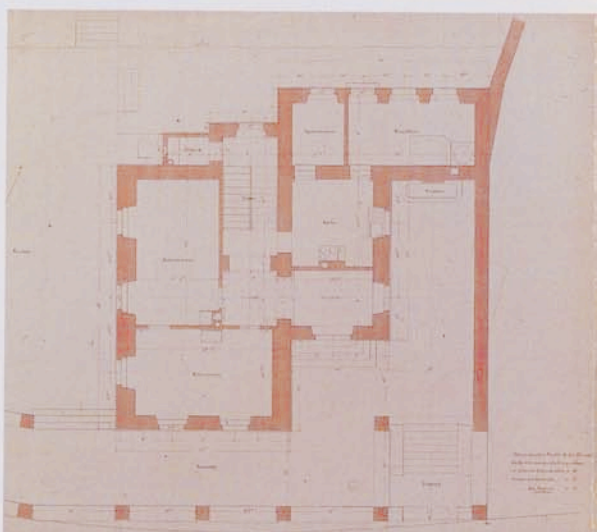


QUERDURCHSCHNITT

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20 21 22 23 24 25 26 27 28 29 30 31 32 33 34 35 36 37 38 39 40 41 42 43 44 45 46 47 48 49 50 51 52 53 54 55 56 57 58 59 60 61 62 63 64 65 66 67 68 69 70 71 72 73 74 75 76 77 78 79 80 81 82 83 84 85 86 87 88 89 90 91 92 93 94 95 96 97 98 99 100



ERSTES STAGE





WESENSVERWANDTSCHAFT

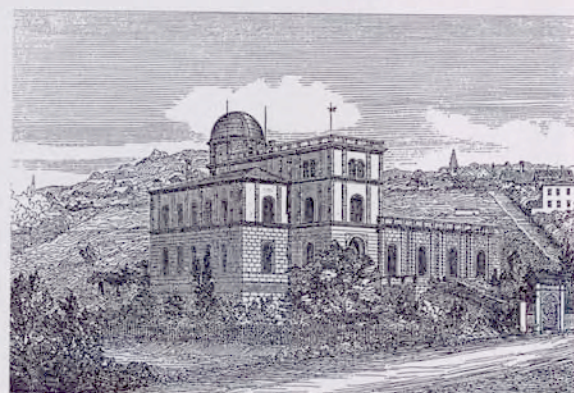
Sempers kleine Schweizer Bauten: die Villa Garbald in Castasegna und die Eidgenössische Sternwarte des Polytechnikums Zürich.

Sempers Bauten funktionieren immer tadellos. Darüber hinaus können sie auf verschiedenen Betrachtungsebenen entschlüsselt werden, deren Überlagerung zur dicht komponierten Erscheinung des «typischen Semperbaus» führt. Das einfache Bauprogramm der Villa wird funktionell ebenso tadellos erfüllt wie das komplexe der Sternwarte mit Beobachten, Forschen, Lehren, Wohnen. Beide Bauten sind 1862–1864 geplant und erstellt worden. Sie gleichen sich keineswegs, folgen aber derselben Entwurfsmethodik. Die Baumassen beider Bauten werden mit grossräumig zusammengeschobenen Volumina abgesteckt: bei der Sternwarte abgeleitet aus dem Radius des Beobachtungsturmes, bei der Villa Garbald aus Quadraten, die ihren Ursprung in der Kreuzung der hangparallelen Belichtungsachse und der senkrecht zu ihr angelegten Haupteintragsachse im Hausinnern haben. Das Quadrat wird massbestimmend aus dem «Vorplatz» in Hausmitte auch auf den Hofraum und die zur Strasse vorgelagerten Pergolakuben erweitert; entsprechend wird bei der Sternwarte der Brunnen im Nordhof von den Hauptdiagonalen der Gesamtkomposition erfasst. Lichtachsen ergeben ein weiteres Betrachtungsnetz,

in der Sternwarte den ganzen Bau mehrfach durchkreuzend, mit komplexem Zahlenspiel verbunden, in der Villa die Hauptachsen bestimmend. Das Erschliessungsnetz zeigt dem Eintretenden hierarchisch orthogonale Bezüge auf, dagegen im Wohnbereich spielerische Diagonalen. Kühn legen sich im Aufbau die vier Grundvolumina der Sternwarte neben oder quer zueinander, ein- bis viergeschossig auf die ebene Beobachtungsterrasse, ebenso unkonventionell krönen Pultdächer die verschiedenen Volumina der Villa, die höchsten sich in der Hauptfassade zum Satteldach vereinend. Der Goldene Schnitt wird zur harmonischen Ausgestaltung der Fassaden eingesetzt.

Details der Ausgestaltung wie der typische Totlauf als Abschluss der Profilierungen, die Täferteilungen, Hingabe an die Formgebung bis zum klassisch gestalteten Schuhkratzen finden in beiden Bauten ihre Parallelen. *Beate Schnitter*

Linke Seite: Hauptfassade der Villa Garbald, Castasegna, 1862. Querdurchschnitt. Grundplan des Erdgeschosses. 1. Etage. Tusche, aquarelliert. © gta
Diese Seite oben: Sternwarte in Zürich. Foto: Elvira Angstmann
Unten: Sternwarte, Xylografie von G. Meurer nach einer Zeichnung von Georg Lasius um 1880. © Archivbild



Semper konnte in London seinen Lebensunterhalt als Lehrer am Department of Practical Art bestreiten. Diese Kunstgewerbeschule bildete unter andern «Designer» für Metallgegenstände aus. Welche Form sollte das giess- und beliebig formbare Metall erhalten? Diese und ähnliche Fragen trieben Semper um und führten ihn zurück zu Gedanken, die ihn schon auf seiner Grand Tour durch Italien und Griechenland beschäftigt hatten. Über diese Themen hielt er in London – wie wir wissen in nicht besonders gutem Englisch – Vorträge. Seine Gedanken fanden ihren Niederschlag in der Antrittsvorlesung 1855 in Zürich *Über die formelle Gesetzmässigkeit des Schmucks und dessen Bedeutung als Kunstsymbol* und vor allem in seinem kunsttheoretischen Hauptwerk, das 1860 und 1863 in Frankfurt am Main erschien: *Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten oder Praktische Ästhetik. Ein Handbuch für Techniker, Künstler und Kunstfreunde*. Der erste Band war *Die textile Kunst für sich betrachtet und in Beziehung zur Baukunst* überschrieben. Der zweite Band trug die Überschrift *Keramik, Tektonik, Stereotomie, Metallotechnik für sich betrachtet und in Beziehung zur Baukunst*. Ein dritter Band über die Ästhetik der Baukunst war zwar vorgesehen und versprochen, wurde aber nie geschrieben. Ebenso blieb die *Vergleichende Baulehre* ein Torso. Sempers turbulente späte sechziger Jahre in Zürich verhinderten deren Niederschrift.

Semper konnte seine Unterrichtserfahrung aus Dresden beim Aufbau des Department of Practical Art einbringen. Sein Unterrichtsplan für die Abteilung für die Metall- und Möbeltechnik ist erhalten. Er diente später auch als Grundlage für den Unterrichtsplan der Bauschule des Eidgenössischen Polytechnikums in Zürich.

*

Sempers Architektur hatte ihre Wurzeln im Süden. Das verband ihn unter andern mit Jean-Nicolas Louis Durand, dessen eigene Studienzeit auf den Gewinn des grossen Architekturpreises der Ecole des Beaux-Arts in Paris, des Prix de Rome, ausgerichtet war, und mit Karl Friedrich Schinkel. Durands Traum des Südens wird in der Darstellung der Combles, der Bedachungsarten, in seinem Lehrbuch gut sichtbar, die Träume Schinkels etwa in seinen Römischen Bädern in Potsdam von 1827.

Semper träumte verhaltener, dann, wenn Bauten anstanden, die keinen Repräsentationsanspruch erhoben, Gärtner-Häuser etwa, Stallungen, Zweckbauten eben. Immer dann wurde der offene Dachstuhl der landwirtschaftlichen Bauten Italiens zum Architekturmotiv. Auch andere Motive wurden jetzt häufig in einer Architektur eingesetzt, die von ihren Bildungsinhalten her verstanden werden muss. Die Formensprache diente dazu, den Bau zu erklären. Die Frauenklinik in Dresden, das Maternispital von 1837 und die Ökonomiebauten der 1839 erbauten Villa Rosa in Dresden zeigten diese Schmuckformen.



Die Tagsatzung in Bern erklärte die Bundesverfassung der Eidgenossenschaft am 12. September 1848 als vom Volk angenommen. Zu den grössten Anliegen der Gründer des schweizerischen Bundesstaates gehörte die Einrichtung einer Bundesuniversität. Das hochgesteckte Ziel konnte aber nicht sofort an die Hand genommen werden. Die Einrichtung der staatlichen Instrumente wie Münzreform, Zolleinheit und die notdürftige Heilung der Wunden von Sonderbund und Sonderbundskrieg benötigten alle Kräfte der freisinnigen Führungsschicht. Sie entzweite sich bald über der Eisenbahnfrage. Die jährlichen Einnahmenüberschüsse des Bundes in Millionenhöhe dienten beiden Lagern als Argumente. Besonders die Förderer der Universitätsidee um Alfred Escher (1819–1882), den Macher vor und hinter den Kulissen, setzen

sich für den Privatbau der Eisenbahnen ein, auch um – wie sie behaupten – die gute Finanzlage des Bundesstaates für die Hochschule nützen zu können und sie nicht für den Bahnbau einsetzen zu müssen...

Man einigte sich schliesslich auf einen Kompromiss: Keine Bundesuniversität, dafür aber eine Polytechnische Schule in Zürich. Auf die ausgeschriebenen Stellen für Lehrstühle gingen zahlreiche Bewerbungen ein. Leider fanden sich unter diesen keine «Berühmtheiten». Nun ging Schulratspräsident Konrad Kern selber auf die Suche. Über Richard Wagner erfuhr er, dass Semper in London unglücklich sei und vielleicht für Zürich zu haben wäre. Semper wurde am 7. Februar 1855 vom Bundesrat zum Professor auf Lebenszeit gewählt. Er erhielt «mit Rücksicht auf die Wünschbarkeit, einen solchen Mann durch grössere Anerbieten als die gewöhnlichen für das Polytechnikum zu gewinnen», ein Jahresgehalt von 5000 Franken. Er war damit der Spitzenverdiener unter den Professoren des Polytechnikums (zur selben Zeit erhielt ein Bundesrat 6000 Franken im Monat!).

*

Für das Bauwesen in der Schweiz setzte die neue Schule neue Akzente. In der Folge entstand durch Sempers Lehrtätigkeit nicht nur – vor allem für die Deutschschweiz – eine neue Architekturtradition, sondern auch ein neuer Forschungszweig mit Ausrichtung auf Schweizer Traditionen. Um Sempers Lehrkanzel herum gruppierte sich eine ganze Reihe von Speziallehrstühlen für Kunstgeschichte, Architektur-, Figuren- und Ornamentzeichnen, Perspektive, Integralrechnung etc. Zu einer der wichtigsten Personen wurde Ernst Gladbach (1812–1896), der 1857 zum Professor für Baukonstruktions- und Baumateriallehre auf Lebenszeit gewählt worden war. Er entstammte der Darmstädter Architekturschule Georg Möllers (1784–1852) und war der Schulleitung von seinen dortigen Studienkollegen Ferdinand Stadler (1813–1870) und Christoph Riggerbach (1810–1863) empfohlen worden. Gladbach stürzte sich schon bald in eine breit angelegte Erforschung der Schweizer Holzbauweise, deren Ergebnisse er 1868 unter dem



Von oben: Gottfried Semper 1873. Foto Székely. Privatbesitz.
Rekonstruktion einer pompejanischen Wandmalerei, 1831. © gta
Entwurf der Fassadenmalerei für das Waschschiff Treichler in Zürich, 1865. © gta
Modell für ein Richard-Wagner-Festspielhaus in München, 1865.
© Institut für Denkmalpflege, Berlin

Titel *Der Schweizer Holzstyl* veröffentlichte. Eine zweite Serie folgte 1885. Mit seinen eigenhändig radierten Tafeln regte er nicht nur viele seiner Schüler zur Holzbauweise an, er legte damit auch das wissenschaftliche Fundament zu einer gross angelegten Vermarktung der Chalets, der schweizerischen Holzbauten – die doch einmal Behausungen der Reinen Wilden gewesen waren...

*

Die ersten Zürcher Jahre waren für Semper voll stiller Arbeit. Zwischen 1855 und 1859 verzeichnen die Matrikel lediglich 30 Studenten an der Bauschule, also im Durchschnitt nur zwei pro Kurs.

Wie schwer ihn der Tod seiner Frau im Jahr 1859 traf, lässt sich heute schlecht ermessen. Er schwieg sich darüber aus – und vertiefte sich in seine Arbeit.

Neben den Manuskripten zum Stil sind aus diesen fünf Jahren auch 19 datierbare architektonische Werke bekannt.

Zu diesen Werken gehören vor allem die Bauten für das Polytechnikum, mit denen er sich 1858 bis 1864 befasst. Sie erneuern seinen guten Ruf als Architekt und bilden für seine Zeitgenossen und Nachfolger Vorbildbauten schlechthin. Semper beteiligt sich am Wettbewerb für das Theater in Rio de Janeiro, den Kaiser Dom Pedro II. 1857 ausschreiben liess. Hier entwickelte er seine Theaterbaugedanken weiter, die zwar auch im Exil nicht ganz ruhten, aber doch immer in kaum begonnenen Projekten stecken geblieben waren. Den Anshub zu architektonischen Gedanken von grosser Tragweite lieferte Ende 1864 Richard Wagner aus München: Er brachte den erst neunzehnjährigen König Ludwig II. dazu, in München ein Festspielhaus für seine Opern bauen zu lassen. Ludwig II. empfing Semper am 29. Dezember zur Audienz. Sowohl ein Einbau in den Münchner Glaspalast als auch ein eigentliches Opernhaus sollten als «demokratisches» Theater entworfen werden – ein Traumauftrag! Die Idee des «demokratischen Theaters» reizte Semper besonders, sollte doch damit ein völlig neuer Zuschauerraum entwickelt werden, der ohne Ränge und Logen – ausser für den König selber – auskam. So reifte bald die Idee, die mittlere Hälfte eines antik-griechischen Theaters in einen vorne rechteckigen Saal einzuschreiben; die Besucher sollten von der Seite her eintreten.

Bald regte sich in München jedoch Opposition gegen Wagner und damit gegen die Idee des Festspielhauses. Semper erfuhr davon. Die Pläne für den Einbau im Glaspalast gingen am 30. November 1865 nach München ab. Am 10. Dezember 1865 musste Wagner München verlassen. Semper arbeitete weiter. Am 20. Juni schickte Semper die Pläne zum Opernhaus am Isarufer an das Sekreta-

riat des Königs. Der Kostenvoranschlag belief sich auf 1900000 Gulden. Am 12. Januar 1867 erläuterte Semper in München dem unterdessen zweiundzwanzigjährigen König das Modell. Er gab Semper mündlich den Auftrag und verabschiedete ihn mit Handschlag, mit dem Handschlag, der seit alters den Vertrag zwischen Bauherr und Baumeister bekräftigt. Nun erlebte Semper Hinhaltenmanöver des Hofes in grossem Stil. Weder ein Ausführungsbescheid noch Honorarzahungen trafen ein. Schliesslich betrieb Semper den König um die Summe von 42305 Gulden. Zum ersten Mal wurde ein deutscher Monarch betrieben. In der folgenden gerichtlichen Beurteilung des Falls bekam Semper recht. Die verlangte Summe wurde Semper 1869 ausbezahlt. So endete das wohl faszinierendste Theaterprojekt des 19. Jahrhunderts.

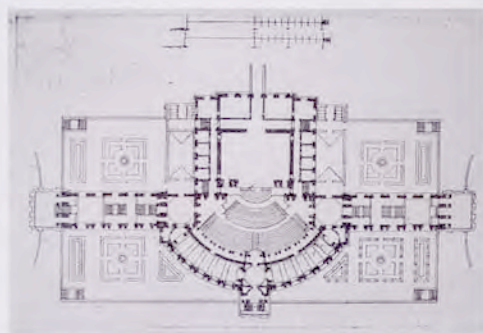
Möglicherweise war es Semper nur ein kleiner Trost, dass er zur selben Zeit in Winterthur bauen konnte: Das Stadthaus wurde nicht nur von ihm projektiert, sondern von seinem Atelier auch ausgeführt.

*

Von den rund 35 bekannten Projekten Sempers aus den Zürcher Jahren wurden nur sieben realisiert:

- das Hauptgebäude der heutigen ETH (Projekt 1859, Bau unter der Leitung des Zürcher Staatsbauinspektors Johann Caspar Wolff 1860–1864);
- das Glockengeschoss des Kirchturms in Affoltern am Albis (1861); dafür erhalten Semper und seine Nachkommen das Bürgerrecht von Affoltern am Albis. Semper wird also 1861 Schweizer Bürger;
- die Semper-Sternwarte an der Zürcher Schmelzbergstrasse (1861–1864);
- das Haus des Zolldirektors Agostino Garbald in Castasegna im Bergell (1862–1863);
- das Treichlersche Waschschiff in der Limmat am damaligen Sonnenquai (1862–1864), vor dem Hechtplatz;
- das Textilager- und Geschäftshaus Fietz an der Zürichbergstrasse (1865–1867);
- das Stadthaus Winterthur (1865–1870).

Das Hauptgebäude der ETH in Zürich war im Bau, als Semper fast gleichzeitig zwei sehr verschiedenartige Aufträge erhielt. Auf Betreiben der Schwester des ersten Astronomieprofessors an den beiden Zürcher Hochschulen, Rudolf Wolf (1816–1893), beschloss der Bund 1861, ausserhalb des engeren Hochschulbereichs eine eidgenössische Sternwarte errichten zu lassen, die auch die Lehrveranstaltungen der Schule im Fach Astronomie aufnehmen könnte. Projektierung und Bauleitung lagen 1862–1864 in den Händen Sempers und seines Ateliers. Kurz nach der Grundsteinlegung, am 27. März 1862, bittet Agostino Garbald, Zolldirektor in Castasegna, den Architekturprofessor um ein Projekt für eine Villa in unmittelbarer Nähe seiner Zollstation. Die Pläne entstanden im Sommer 1862. Die Bauarbeiten begannen im Frühjahr 1863 und wurden von Sempers Sohn Manfred (1838–1813) im Sommer 1863 inspiziert. Die Sternwarte und die Villa wurden ungefähr gleich-



Grundriss des Richard-Wagner-Festspielhauses, 1865–1867.
© Archivbild
Cosima und Richard Wagner. © Archivbild
Die Dresdner Oper nach 1985. © Archivbild

zeitig vollendet. Die beiden Gebäude besitzen viel Gemeinsames. Die Sternwarte ist aus dem Beobachtungsturm und drei Baukörpern komponiert, deren Breite der des Turmes entspricht und deren Länge der Höhe des Turms ohne die drehbare Beobachtungskuppel. Die drei Baukörper besitzen unterschiedliche Geschosshöhen und unterschiedliche Bedachungen. Sie umstehen rechtwinklig einen Wirtschaftshof. Die Villa Garbald besteht aus drei in Dimensionen, Proportionen und Geschosshöhen unterschiedlichen Baukörpern. Alle sind mit dem Solaio, dem offenen Dachstuhl, gedeckt, der Hauptbaukörper mit Satteldach, der zweigeschossige und der eingeschossige Anbau mit Pultdach. Das Merkmal des Gebäudes, das offene Dach, steht hier genau so im Zentrum der Aufmerksamkeit wie bei der Sternwarte der Turm. Die Dachöffnung ist hier genau so Schmuck wie das Sgraffito-Band am Kuppeltambour der Sternwarte, hinter dem sich der Beobachtungsraum versteckt. Die Kamine, die äusseren Zeichen der Bewohnbarkeit des Hauses, sind prominent auf First und Dachflächen gesetzt, so wie die Schlitzfenster für das Meridianinstrument prominent die Hauptfassade öffnet. Es sind andere architektonische Mittel, die eingesetzt werden, es sind andere Formen, die den Bau schmücken, aber die Architekturauffassungen und die Art der Komposition gleichen sich.

*

Kurz nach der unerfreulichen Geschichte in München wurde Semper – nun über fünfundsechzigjährig – um ein Gutachten zu den Erweiterungsprojekten der Wiener Hofburg gebeten. Dort sollte nach dem Desaster von Königgrätz das politische Image der Monarchie gehoben werden, auch mit Hilfe einer architektonischen Selbstdarstellung und einer Betonung der kulturellen Rolle des Hofes durch den Bau der beiden Hofmuseen für Kunst- und Naturwissenschaften. Wie schon früher enthielt auch dieses Gutachten nicht nur eine Beurteilung bestehender Projekte bekannter und weniger bekannter Wiener Architekten, sondern auch eigene Ideen – das in Dresden nicht realisierte Forum erhielt nun eine Wiener Form. Der Ehrenhof der Monarchie sollte über die Ringstrasse hinausgreifen, ausserhalb des Rings mit den äusserlich gleichen Museumsbauten beginnen, mit zwei Triumphbögen den Ring unterbrechen und mit zwei neuen Hofburgflügeln zur alten Hofburg führen. Semper erhielt den Auftrag zur Ausführung und wählte sich zu seiner Entlastung den Wiener Architekten Carl Hasenauer (1833–1894) als Partner, dessen Vorprojekt seinen eigenen Ideen am nächsten gekommen war.

Für diesen ehrenvollen Auftrag gab Semper seine Lebensstelle in Zürich auf und zog im Sommer 1871 um nach Wien. Die Zusammenarbeit mit Hasenauer entwickelte sich aber nicht nach seinen Vorstellungen: Semper hatte einen Knecht und Pfadfinder in der ihm unbekannten Wiener Gesellschaft gesucht, Hasenauer wollte über den berühmten Alten zu den ganz Grossen in der Haupt- und Residenzstadt Wien aufsteigen. Semper verliess 1874 enttäuscht die Bauleitung und schied 1876 auch aus der Bauaufsichtskommission aus. Erst Ende der achtziger Jahre

wurden die Hofmuseen und das Hofburgtheater eingeweiht. Einer der Flügel der Neuen Hofburg wurde überhaupt nicht gebaut, der andere erst nach dem Ersten Weltkrieg durch die Republik fertiggestellt.

Während der Wiener Jahre baute Sempers Sohn Manfred als Bauleiter die Semper-Oper in Dresden an Stelle des Hoftheaters, das am 12. September 1869, 25 Jahre nach seiner Eröffnung, abgebrannt war. Alles, was Semper bei dem Münchner Festspielhausprojekt gelernt hatte, fand hier Eingang:

Das Äussere entspricht bis auf die breiten Treppenhausarme dem Münchner Projekt. Der Bau trägt der unterdessen errichteten Gemäldegalerie Rechnung. Den brandgefährlichen Bühnenturm schob Semper weiter von der Gemäldegalerie weg. In die «demokratische» Raumhülle wurden die hofüblichen Logenränge eingebaut. Erst die Republik beseitigte diese dialektische Gegenüberstellung von Volks- und Hoftheater bei der sonst gelungenen Restaurierung des Opernhauses 1978–1985.

Semper ging es gesundheitlich nicht mehr gut. An der Eröffnungsvorstellung am 2. Februar 1878 konnte er nicht teilnehmen. Aber in Venedig, wo er den Winter verbrachte, prasselte ein wahrer Ehrenregen auf ihn herab: Orden, Ehrenmitgliedschaften und Glückwünsche trafen haufenweise ein – Lab-sal für den Verbitterten?

Semper starb am 15. Mai 1879 in Rom. Hier hatte er fast ein halbes Jahrhundert vorher seine wissenschaftliche Laufbahn mit der Publikation über die Farbigeit der Trajanssäule begonnen. Sein Grab, von Sohn Manfred gestaltet, findet sich heute noch auf dem protestantischen Friedhof an der Cestius-Pyramide in der Nachbarschaft vieler Deutschrömer, deren kulturell geprägtes Leben in Rom ein Ende fand. ■

Gottfried Semper 1878.
© gta



STUNDE DER ÖFFNUNG

Die Bibliothek Garbald: ein Universum der Verlässlichkeit. Von Iso Camartin

Jeder Tag führt die Stunde der Öffnung mit sich. Es ist die Stunde der Annäherung ans Fremde, aber auch die imaginierten Zugehörigkeiten. Was sich tagsüber im hell trennenden Licht verschlossen und sogar abweisend gibt, wirkt jetzt nah und einladend. Als seien Mauern keine Absperrungen mehr. Und Fenster und Türen offene Ermunterungen zum Eintreten.

Zeitlich ist es die Stunde vor dem Eindunkeln, die die Dinge derart näher rückt und beinahe über das Zulässige hinaus Vertrautheit suggeriert. Wenn ich in dieser Dämmerstunde in einem Dorf des Engadins oder des Bergells unterwegs bin, kommt es mir vor, als sei in den alten Häusern mit den dicken Mauern nichts versteckt und verwahrt. Nur behutsam zusammengetragen, manchmal über lange Zeiten, über Generationen hinweg, um auf dem Regal, im Glasschrank, auf Tischen und Kommoden der Familie zu paradieren. Um mein Staunen zu erregen über das Schicksal der Besitzer, meine Neugierde zu wecken an ihren bisher unerzählten Geschichten, vielleicht sogar um in mir ein bisschen Neid darüber entstehen zu lassen, was diese seltsamen Wanderer zwischen Ländern, Sprachen und Berufen der Vergänglichkeit und der Zeit abzurufen vermochten. Fast in jeder Familie gab es ja jemand, der weit herumgekommen war, der andere Länder gesehen hatte und mit fremden Menschen zu rechtzukommen hatte. Viele von ihnen brachten Trophäen dieses Arbeitslebens in der Fremde nach Haus. Davon Zeugnis geben sollten sie, wie weit man es mit Glück und Anstand draussen bringen kann. Und dass der Auszug aus der Heimat vielleicht schwer, aber weder vergeblich noch uneinträglich war.

Es ist diese Dämmerstunde, in der man glaubt, man könne durch die Mauern hindurchsehen und begreifen, was die Menschen hier bewegt hat, worauf sie stolz waren und womit sie sich so gern umgaben. Kurz ist sie, die Stunde der Öffnung. Dann bricht wieder Dunkelheit ein. Die Häuser verschliessen sich, drehen sich einwärts, ins Private, Verschwiegene. Jetzt gehen die Dinge keinen Fremden mehr etwas an. Sie hüten nur noch eigene Geheimnisse.

Bücher sind besondere lebensgeschichtliche Trophäen. Man müsste einmal eine Geschichte des Alpenraums schreiben unter dem alleinigen Aspekt: wer hat wann welche Bücher wo eingeschleppt? Die Sache mit der Bibel, dem Gesangbuch und dem Kalender: jener sakrosankten Trinität von Drucksachen, mit denen man einigermaßen verlässlich auf dem Weg des Heils eingespart war, greift zu kurz. Gewiss wird es Häuser gegeben haben, in denen für Bücher kein Platz vorgesehen war, ja wo man Bücher sogar für unnötigen Luxus hielt. Viel zahlreicher sind die anderen gewesen, wo die Bewohner fest ans Lernen aus Büchern glaubten, selbst wenn sie nicht zu den Studierten gehörten. Es wäre eine Herausforderung der besonderen Art, anhand der aus Italien, Deutschland, Frankreich oder England oder auch nur aus fremdsprachigen Schweizer Städten nach Graubünden mitgebrachten Bücher den utopischen Sprengstoff in den heimischen Stuben des Engadins, des Bergells oder der Surselva familiengeschichtlich zu errechnen.

Über die Verbreitung von Lesestoff vor der Mitte des 19. Jahrhunderts im Alpenraum ist einiges, aber immer noch zu wenig bekannt. Was in den verschiedenen Tälern in festen oder beweglichen Druckereien produziert wurde, ist besser erforscht, gibt aber auch nicht hinreichende Auskunft über Lesegewohnheiten und die wirkliche Leseneugierde. Vieles wurde in mühsamer Arbeit von wissenschaftlichen Sammlern abgeschrieben, recht und schlecht kopiert, manchmal in willkürlicher Manier und sehr zum eigenen Hausgebrauch. Anderes wurde in religiös-pädagogischer Absicht gnadenlos zurechtgebogen. Die höhere Ehre Gottes gestattete es fast immer, den Respekt vor dem eigentlichen Verfasser einer Schrift zu missachten. Dass begüterte Familien mit der Zeit Bücher und Bibliotheken auch aus Gründen des Ansehens und der standesgemässen Lebensart sammelten und aufhäuften, war in Graubünden nicht anders als sonstwo. Büchernarren mit pathologischer Tendenz zu Eigenbesitz gab es unter Pfarrern wie unter Generälen in allen Ländern. So wurden Bücher der geheime Stolz und Schatz vieler – und man tat, was man nur konnte,

um sie zu Hause im eigenen Schrank verwahrt zu wissen.

Dennoch bleibt bei jeder Hausbibliothek – ich rechne meine eigene dazu – ein grosser, nie zu klärender Rest. Es ist ein unauflösbares Rätsel, zu welchen kuriosen Ergebnissen Neugierde und Zufall führen, wie der Wissenstrieb mit dem Besitztrieb sich legitim und illegitim kopuliert, so dass ganz eigenartige Sammlungen entstehen, oder wie manchmal auch nur Habgier und Angeberei zur Ausstattung einer Bewunderung erzwingenden Hausbibliothek führen. Voller Fragen steht unsereins vor den Bücherregalen, selbst vor den eigenen. Und entdeckt schnell einmal, dass es ungeheuren Spass macht, anhand der vor Augen liegenden Bücher sich potentielle Leser auszumalen. Ihre Launen und Obsessionen vielleicht, ihren Hunger aufs Begreifen der Welt. Für eine solche Überprüfung ist keine Bibliothek zu gering. Zu welchen Wünschen und Begierden passen welche Bücher? Wer wollte in einem ganz bestimmten Haus ein ganz bestimmtes Buch immer greifbar haben? Welche Ablenkungen, Ausschweifungen, Ruchlosigkeiten warten in den vielen Büchern immer noch auf geeignete Täter, auf willige Opfer?

Man wird die Besonderheit der Engadiner und Bergeller Dörfer nie ermessen, wenn man nicht auch über die Bücher nachdenkt, die in ihren Häusern lagern, wenn man sie nicht in Verbindung zu bringen sucht mit dem Lebensweg der Menschen, die diese Häuser bewohnten.

Das Verzeichnis der Garbald-Bibliothek in Castasegna zählt 2084 laufende Eintragungen. Rechnet man die doppelt geführten und mit Zusatzbuchstaben bezeichneten Nummern hinzu, dürften nochmals etwa 100 hinzukommen. Es ist unwahrscheinlich, dass sonst jemand in Castasegna eine derart ansehnliche Büchersammlung wie die der Familie Garbald besass. Diese über 2000 Titel ihrer Villa bilden ein Wissensuniversum, das dem kleinen Grenzort eine sehr bestimmte geistige Physiognomie verleiht. Den breiten Grundstock bilden Titel des 19. Jahrhunderts. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts kam der Rest hinzu. Wenige Bücher nur stammen aus dem 18. Jahr-



Bruder Augusto, lesend, um 1915.

DIE NÄHMASCHINE

EINE KLEINE GESCHICHTE FÜR FRAUEN

ICH will kein Loblied auf die Nähmaschine singen, denn sie hat die Gemüthlichkeit des Nähens zerstört; ich will auch nicht ihre Schattenseiten hervorheben, sie ist ein Produkt der Neuzeit und hat als solches ihre Berechtigung. Sie wird auch nicht vom Schauplatz verschwinden, sondern nur ihre Gestalt ändern. Es war zur Zeit ihres ersten Auftretens, als man den letzten Lappen im Haus hervorsuchte, um nur mit der Maschine nähen zu können. Die Nähmaschine war damals nicht vollkommen, sie hatte ihre Launen, so klagten meine Freundinnen. Nur ich wusste nichts davon zu berichten, die meinige hatte sich stets willig und gutartig gezeigt.

Eines Tages nähte ich ein Flanellhemd mit Faden Nr. 70, darauf säumte ich sechs Sacktücher und nähte noch einen Kragen in vierfacher Stofflage. Die Nähte waren wie immer korrekt. Als mein Vater in die Stube trat und die fertige Arbeit vor mir erblickte, sagte er warnend: «Nu lass es für heute genug sein, Du weisst, dass die Höllenmaschine Deine Nerven aufregt und Dir schlaflose Nächte verursacht.» Ich gehorchte um so lieber, als ich wirklich fühlte, dass ich zu viel gearbeitet hatte. Doch konnte ich es mir nicht versagen, die Nadel zu wechseln und die Maschine für die gröbere Arbeit des nächsten Tages zurecht zu machen. In der That schlief ich in der folgenden Nacht nicht gut; das Geklapper der Maschine summt mir in den Ohren nach und die Stiche tanzten in ihrer ermüdenden Regelmässigkeit beständig vor meinen Augen. Am Morgen, als mein Vater sich nach meiner Nachtruhe erkundigte, sagte ich zum ersten Mal in meinem Leben eine Lüge; ich erwiderte, ich habe trotz der gestrigen Anstrengung vortrefflich geschlafen. Diese Lüge trägt die Schuld an den vielen Quälereien, die mir die nächste Zeit brachte, denn hätte ich die Wahrheit gesagt, so hätte mir mein Vater das Nähen einfach untersagt.

Kaum hatte er das Zimmer verlassen, als ich mich zur Maschine wandte und ein grobes Leintuch unterlegte. Aber, o Tücke des Schicksals! das geduldige Eisen hatte sich über Nacht in ein störrisches Wesen verwandelt, das mir durchaus nicht mehr gehorchen wollte. Der untere Faden wurde nicht angezogen, er bildete lange Schlingen, die sich in einander verwickelten. Ich liess die Schraube des obern Fadens los; es half nichts, im Gegentheil bäumten sich nun beide Fäden wie heimtückische, kleine Schlangen und der Stoff rückte nicht von der Stelle. Ich nahm beide Fäden weg, ölte die Maschine, reinigte sie sorgfältig und fädelte wieder ein, krach – war der obere Faden gebrochen. Jetzt riss mir selbst der Faden der Geduld, ich drehte an allen Schrauben auf ein-

mal und verlängerte den Stich. Als ich wieder zu arbeiten anfang, gab es aber ein solches Geklapper, dass ich entsetzt aufsprang und das grobe Leintuch über die Maschine warf, ohne erst die Arbeit anzusehen. Rathlos machte ich ein paar Gänge durch das Zimmer, dann zwang ich mich zur Ruhe und kehrte zur Maschine zurück. Die Unordnung war wo möglich grösser als vorher. Nun war ich so vernünftig, die Arbeit einzustellen, aber ich war niedergeschlagen, ich nahm Dies und Jenes vor, nichts wollte gelingen. Meine Gedanken waren stets bei der Maschine, das Essen schmeckte mir nicht und mein Schlaf war nicht besser als die vorige Nacht. Zum Glück vergass mein Vater am folgenden Morgen, darnach zu fragen, so dass ich nicht genöthigt war, zum zweiten Mal zu lügen. Hastig trank ich meinen Morgenkaffee und trat an die Maschine, – das perfide Geschöpf kehrte sogleich seine schlimmste Seite heraus. Mir stand das Weinen nahe, ich bekam Kopfweh und war genöthigt, den Tag im Freien zu verbringen.

Die dritte Nacht schlief ich gut. Mein erster Gedanke beim Erwachen war natürlich die Maschine und meine erste Arbeit war ein neuer Versuch, sie in richtigen Gang zu bringen. Meine Geduld, meine Ruhe, mein Wohlbehagen erlitten eine grossartige Niederlage, nach stundenlanger Arbeit war ich um keinen Schritt weiter gerückt, als die vorhergehenden Tage. Die Maschine schien von tausend Kobolden besessen, die es darauf anlegten, mich zu necken, zu plagen, Hoffnungen zu erwecken, um mich irrezuleiten und mich schliesslich die Machtlosigkeit menschlicher Geduld dem starren Metall gegenüber fühlen zu lassen.

Für mich begann eine höchst trübe Zeit. Die Maschine hatte einst ihre Pflicht gethan, gewiss hatte sie nur eine jener bewussten Launen und es musste mir gelingen, sie auf den rechten Weg zurückzuführen. Ich arbeitete mit Liebe, Ausdauer und Verständniss, aber meine Bemühungen waren von keinem Erfolg gekrönt, ich brachte keine einzige richtige Naht mehr zu Stande. Nun fing ich an, an einen Konstruktionsfehler zu denken; vielleicht hatte sie eine Schwäche, die erst jetzt hervortrat, vielleicht war die Aermste krank, während ich sie der Bosheit und Heimtücke zieh. Ich übergab sie einem Reparatuer und nach wenigen Tagen erhielt ich sie als vollkommen richtig gehend zurück. Voll Freude setzte ich das grobe Leintuch unter und – das alte Spiel begann von Neuem. Die Maschine wanderte nun von einem Reparatuer zum andern, kam jedes Mal als geheilt zurück und brachte mir jedes Mal neue Mühe und neue Enttäuschung. Die beständige Aufregung wirkte auf meinen Gesundheitszustand höchst nachtheilig, ich litt an

Herzklopfen, Schlaflosigkeit. Mein Vater fing an, den Zustand der Dinge zu ahnen; er nahm mich scharf in's Verhör und ich beichtete ihm die Leiden und Qualen der letzten Zeit. Er gab mir den Rath, die Quälerin in den Fluss zu werfen. Aber mein Herz hing an der Maschine, die er mir zu meinem achtzehnten Geburtstag geschenkt hatte, ich nahm leidenschaftlich ihre Partei und liess mich nur auf langes Zureden zu dem Versprechen herbei, einstweilen keine neuen Versuche mit ihr anzustellen.

Eines Tages war sie verschwunden und auf alle meine Fragen antwortete mein Vater nur mit einem geheimnissvollen Lächeln. An meinem zwanzigsten Geburtstag lag sie wieder auf meinem Tisch. Daneben stand ein Mann in Reisekleidern, der mir mit ernster Miene versicherte, die Maschine sei die vollkommenste, die ihm je in die Hände gerathen sei. Nicht ohne Feierlichkeit legte er ein Stückchen unter und brachte sie in Gang. O die Freude! sie arbeitete wirklich wie in ihren besten Tagen. Nachdem die Naht gehörig bewundert, nachdem mein Jubel und meine Freude und mein Dank verstummt waren, erfuhr ich, dass mein Vater auf den glücklichen Einfall gekommen war, die Maschine nach der Fabrik zu schicken und dass der Herr der Handelsreisende der Fabrik war.

Als die Geburtstagsfeier vorüber war und mein Vater sich entfernt hatte, konnte ich mir die Freude nicht versagen, die Maschine von Neuem zu erproben.

Die nächste Stunde kann ich füglich übergehen. Alle Freude, aller Jubel, aller Dank waren umsonst gewesen. Die Maschine befand sich nach ihrer Reise in die Fabrik genau in demselben Zustand wie vorher. Als mein Vater heimkam, fand er mich vor einem Berg verfehlter Arbeit mit rothgeweinten Augen. Er fragte nicht lange nach dem Grund meiner Thränen und, da er etwas rascher Natur ist, fasste er die Uebelthäterin mit beiden Händen und schleuderte sie mit energischem Wurf durch das offene Fenster in den Garten. Mit dumpfem Ton fiel sie auf die Erde nieder, wühlte ein grosses Loch hinein und legte sich dann auf die Seite wie ein leckes Schiff. Mein kleiner Bruder, der im Garten spielte, hatte einen andern Vergleich: «Eine Kutsche», rief er in kindlicher Freude, «eine Kutsche, die vom Himmel gefallen ist», wiederholten viele Kinderstimmen durcheinander. Zwei Knaben wurden flugs als Pferde vorgespannt und schleiften die Kutsche den ganzen Abend über den Rasen. Wir sahen ihnen vom Fenster zu und schliesslich verwandelte sich der Aerger doch in Freude.

Die Maschine blieb über Nacht im Garten. Am folgenden Morgen holte ich sie herauf und stellte sie vor

mich hin. Ihre Politur hatte stark gelitten, im Uebrigen sah sie so unschuldig aus, wie jede Nähmaschine und Niemand hätte hinter ihr so viel Tücke vermuthet. Bei ihrem Anblick stiegen wehmüthige Gedanken in mir auf. Ich dachte an ihre Glanzperiode, an die Tage, da sie mir gute Dienste geleistet hatte und von mir dafür gehätschelt und behütet worden war wie ein Kind, ich dachte an die Bewunderung, den Neid, den sie in meinem Bekanntenkreis erregt hatte, ich ging weiter zurück und vergewärtigte mir, wie ich von ihrer Wirksamkeit Behaglichkeit, Wohlstand, ja eine neue Aera für das ganze Hauswesen erwartet hatte, und nun lag sie da, defekt, hinfällig, unheilbar – altes Eisen. Ein grosses Mitleid mischte sich in meine Trauer; ich strich mit der Hand liebkosend über das kalte Metall. Dann zog ich den Schieber heraus und liess das Schiffchen aufspringen. Nr. 80 lag noch unverdorben drinnen. Und muss sie sterben, so soll sie wenigstens in Ehren, mit allen Attributen ihres Standes beigesetzt werden, dachte ich und legte pietätvoll die Spule Nr. 70 und ein Stückchen Stoff an ihren gewohnten Platz. Dann drehte ich gedankenlos. Der Stoff lief schnurgerade über die Platte und die Stiche hoben sich in schönster Regelmässigkeit von der Leinwand ab. Kaum traute ich meinen Augen, mein Herz fing an zu klopfen, meine Pulse flogen. In fieberhafter Hast riss ich das Stückchen Zeug weg und legte einen Kragen unter. Ich drehte verwirrt, bald rasch, bald langsam, in Absätzen, in Stössen, dann betrachtete ich die Arbeit in der Nähe, aus der Ferne, am Licht, im Schatten, – die Naht war über jedes Lob erhaben.

Mein Vater, der bald darauf eintrat, wusste vor Erstaunen kein Wort zu sagen. Später bekannte er, dass er beim Anblick der hexenhaften Maschine eine Art Grauen empfunden habe.

Nun nähe ich schon manches Jahr mit Faden Nr. 50 bis Nr. 100 in zweifacher, ja vierfacher Stofflage und nie mehr hat die Maschine die geringste Tücke gezeigt.

Ueber den Grund ihrer Störrigkeit sowohl als ihrer Heilung zerbreche ich mir vergebens den Kopf. Ich bin ein wenig Pantheistin und neige zur Ansicht, dass die alldurchdringende Weltseele auch einen Strahl in die Nähmaschine geworfen habe. Und wie ein harter Schicksalsschlag manchmal den in die Irre gerathenen Menschensohn auf den rechten Weg bringt, so mag auch die Seele meiner Nähmaschine durch die unfreiwillige Gartenpromenade wieder in die richtige Schwingung gekommen sein. Der Maschinenfabrikant behauptet freilich, man soll bei grosser Ermüdung nicht die Nadel wechseln und vor allen Dingen nach einer schlaflosen Nacht nicht an allen Schrauben drehen. ■

hundert. Die eigentliche Frage, die sich stellt, lautet: Was wollten die Garbalds der ersten und der zweiten Generation unbedingt in Castasegna in ihrer Nähe haben, ohne dass sie gleich nach Chiavenna oder nach Chur reisen mussten, um es in dortigen Bibliotheken zu konsultieren?

Das schöne Hochzeitsporträt von Agostino Garbald und Johanna Gredig zeigt das künftige Paar wunderbarerweise unter einem Bücherregal. Es brauchen natürlich nicht eigene Bücher zu sein, die hier mit ins Hochzeitsgeschehen gerückt sind. Das eher spärlich und etwas dekorativ arrangierte Bücherensemble gehört wohl zum Requisitenbestand früher Fotostudios. Der Abzug, der mir vorliegt, lässt die Titel der Bücher nicht mit Eindeutigkeit erkennen, doch sieht das Ganze nach dem üblichen Gemisch von Bibel, Gesangbuch und Gedichtsammlung aus, das zum bürgerlichen Haushalt passt. Und doch ist es herrlich, wie das neue Paar, eine exotische Pflanze als hell züngelnde Flamme in der Mitte, sich nicht unter dem Schutz eines Kruzifixes, eines Baldachins oder der Ansicht einer grossen fernen Weltstadt plazieren und ablichten lässt, sondern unter einer eigentlichen Bücherkrone. Was im Lauf der folgenden Jahrzehnte in der Villa Garbald gewaltig anwachsen sollte, wird hier als Keimzelle sichtbar: die eigene Bibliothek.

Das Besondere an der Familienbibliothek Garbald ist es, dass sie aus unterschiedlichen, doch vergleichbar vitalen Quellen entstanden ist. Er, der Herr Kontrolleur und Zolldirektor, Pflanzensammler und Bienenzüchter, Wetterbeobachter und Naturforscher, wird dafür gesorgt haben, dass verlässliche Lexika und Lehrbücher aus allen einschlägigen Gebieten der Naturwissenschaften ins Haus kamen. Sie, die Schriftstellerin, wird für die geistige Balance zuständig gewesen sein. Sie wird ihren literarischen Hausgöttern den Ehrenplatz eingeräumt haben und den schreibenden Kolleginnen und Kollegen ihrer Zeit die diskreteren Nischen des Hauses. Für die Schriften zur Geschichte und Kulturgeschichte der Region, zu rätischen Umtrieben und Bündner Wirren, wird man gemeinsam optiert haben – auch wenn sie für die Arbeit von Mutter Johanna als Erzählerin wichtiger waren als für den botanisierenden Naturfreund. Durch die Kindergeneration kamen wichtige Spezialgebiete hinzu. Sicher die bemerkenswerte Sammlung zur frühen Geschichte der Fotografie. Sicher auch die Neugierde für fernöstliche, zumal indische Religion und Philosophie.

Im Verlauf der Jahrzehnte ist die Villa zum enzyklopädischen Haus des Wissens in Castasegna geworden. Da konnte man sich verlässlich kundig machen in Mathe-

matik, Physik und Chemie, in Mechanik und Astronomie, in Geologie und Topografie, in Mnemotechnik, Juristerei und Stenografie. Doch verbarg sich dahinter alles andere als eine bibliophile Passion. Vielmehr war alles auf Nützlichkeit, Verlässlichkeit, Disponibilität angelegt. Man konnte ja nicht wie in der Stadt schnell im Gelehrtenzirkel anklopfen, um die eigene Neugierde zu stillen. Und darum fehlen bildungsbürgerliche Schriften über Religion und Pädagogik so wenig wie solche über Bäderkunde, Seidenzucht und Armenpflege. Selbst was die Welt damals mit Sozialismus und Arbeiterfrage im Schild führte, wollte man bei Garbalds wissen. Was man aus Reiseberichten über Schwarzafrika oder Brasilien erfahren konnte, besorgte man sich ebenfalls. Und so kam es, dass die antiken Klassiker die Regale teilten mit Schriften über Spiritismus und Hypnotismus, Vicos *Scienza Nuova* wohl nicht allzuweit lag von Büchern über Kastanien- und Nussbäume, Lord Byron in der Nähe von Berichten über Hochwasserkatastrophen in aller Welt auf Leseraugen wartete und die rätischen Lokalpoeten einmal an die Seite der Denker und Mystiker der Upanishaden rücken durften. Schriften in deutscher und italienischer Sprache hatten eindeutig Vorrang, aber Rousseau, Voltaire und La Fontaine waren in der Originalsprache da. Nur einige wenige englische Klassiker hatte wohl Frau Garbald in deutscher Übersetzung ins Bergell geholt. Argumente für Kontroversen gab es in der Hausbibliothek in rauen Mengen: so war dafür gesorgt, dass neben Hebels *Biblischen Geschichten* auch *Das Leben Jesu* von David Friedrich Strauss stand. Keiner brauchte sich bei Garbalds lektüremässig zu langweilen. Die Winterabende in der Villa kann man sich ausmalen: Madame blätterte im neuesten Musenalmanach, Monsieur in den Mitteilungsblättern des Alpenclubs oder den Jahresberichten der Naturforschenden Gesellschaft, Sohn Andreas fand eine Einführung in assyrische Keilschrift überaus anziehend, Tochter Margherita vergnügte sich mit nie gesehenen Bildern aus dem Jahrbuch für Fotografie von 1898. Nur der Jüngste, Augusto, hatte wieder einmal keine Lust am Lesen und entschwebte verloren in Länder, die ganz anders als das Bergell sein sollten. – Es kann freilich auch anders gewesen sein.

Vor wenigen Wochen, in der offenen Stunde eines Herbstabends, war ich im Garten der Villa Garbald. Der Durchgangsverkehr am Zoll hatte sich beruhigt, auf einmal war es still mitten in Castasegna. Der Garten sah aus, als habe ihn lange niemand betreten. Ich setzte mich unter die Pergola und nahm die Taschen-

buchausgabe von Stendhals *Le Rouge et le Noir* in die Hand. Da stiess ich auf die Stelle, wo der geldgierige Bauer Sorel seinen Sohn Julien beim Lesen des *Mémorial de Sainte-Hélène* erwischt und ihm einen solchen Schlag versetzt, dass das Buch dem lesenden Jungen aus der Hand in den nahebei fliessenden Bach fliegt. Der alte Sorel hasste Lesegier – denn er konnte selbst nicht lesen. Dem Jungen aber waren drei Bücher wichtig, die er von einem alten Stabsarzt geerbt hatte und die ihm erlaubten, der bedrückenden Realität des Provinznests zu entkommen. «Il se serait fait tuer pour ces trois ouvrages – in den Tod wäre er für diese drei Bücher gegangen», schreibt Stendhal über den Jungen von Verrières.

Ähnlich dürfte es in Castasegna gewesen sein, fiel mir ein. Kein alter Stabsarzt, aber der Zolldirektor wird dem einen oder anderen hellwachen und zum Träumen begabten Jungen aus Bondo, Soglio und Castasegna gelegentlich ein Buch in die Hand gedrückt haben. «Aber bring es mir wieder, sonst zieh ich dir die Ohren lang!» Ein Buch, das so sicher wie das Amen in der Kirche dafür sorgte, dass der Junge nicht beim Ziegenhüten und Kastanien sammeln im Bergell bleiben wollte. Das ihn dafür weit in die Fremde zog, unwiderstehlich, unheilbar.

Aus den meisten fernsüchtigen Bergellern sind keine Verbrecher wie Julien Sorel geworden. Und doch waren in den Büchern der Villa Garbald zahllose Untaten, Verbrechen und Abscheulichkeiten für künftige Glücksucher verzeichnet. Der alte Garbald, der das Lesen liebte, wusste, was er aus seiner Bibliothek den hellen Köpfen als Köder mitgeben wollte. Dass die jungen Mädchen dabei nicht ganz vergessen blieben, dafür sorgte die Signora. ■

ANDREA GARBALD – FOTOGRAFO

Bruno Giacometti erinnert sich im Gespräch an den eigenwilligen Fotografen und Freund des Hauses. Von Guido Magnaguagno

Sieht Ihr meine kleine Hand?» soll er den Bergeller Schulkindern zugerufen haben, unter dem grossen schwarzen Tuch hervor, über die schwere Studiokamera gebeugt. Er war «ein kleiner Mann», sagt Bruno Giacometti, der ihn so hantieren sah und Aufmerksamkeit heischen hörte beim obligaten Schulausflugsfoto auf den Treppen zum Schloss von Chiavenna, aber er war «ein Original und voller Geheimnisse».

Das ist zwar für jeden Fotografen ein passendes Prädikat, zumal um 1900 in der Abgeschiedenheit des Bergells. Diesem Beruf hing ja der Ruf des Magiers oder Zauberers an, und das Rätsel, wie in einer Dunkelkammer ausgerechnet ein Lichtbild entstehen konnte, mag die Fantasie auch der Bergeller Jugend beflügelt haben. Andrea Garbald war um diese Zeit der einzige Fotograf im Tal, hatte von Oktober 1896 bis März 1898 ein Praktikum und eine Lehre bei Professor Barbieri am Fotografischen Laboratorium des Eidgenössischen Polytechnikums in Zürich durchlaufen. Nach einem kurzen Gastspiel beim Zürcher Studio Ganz erwartet er im April 1899 in Castasegna, wo seine Eltern in einem von Semper erbauten Haus wohnen, Eisenstangen und Glascheiben, um sich ein Atelier einzurichten. Vor genau hundert Jahren hat er dort seine ersten Fotografien abgezogen.

Garbalds Biografie ist so schwer konstruierbar wie sein Werk. In seinem späten fotografischen Selbstbildnis (um 1950) sieht uns ein siebzigjähriger Mann mit so grossen und fragenden, feuchten und ängstlichen Augen an, dass wir unwillkürlich das Gefühl des Selbstmitleides, der Verletztheit oder Zurücknahme aus ihnen lesen. Der Kopf und Blick eines Intellektuellen taucht aus der Dunkelheit seiner Geschichte und des Labors auf, wie wenn er sich nicht ganz getraute; wir erkennen seine Scheu vor dem eigenen Spiegelbild – halb schon ist er wieder verschwunden. Ein Mann mit einem grossen Fachwissen und einer stupenden Bibliothek, um die technischen und künstlerischen Möglichkeiten der Lichtbildkunst wissend, deutet seinen unsicheren Standort zwischen Verklärung und Auslöschung an. Ein sensibler oder sensibel gewordener Einzelgänger, den man in alten Tagen im

Tal «Buddhist» nannte oder «Parasit» schimpfte. Fast wäre er ganz aus der Foto-geschichte, der Geschichte des Tals, seiner Familie und seiner eigenen Biografie entschwunden.

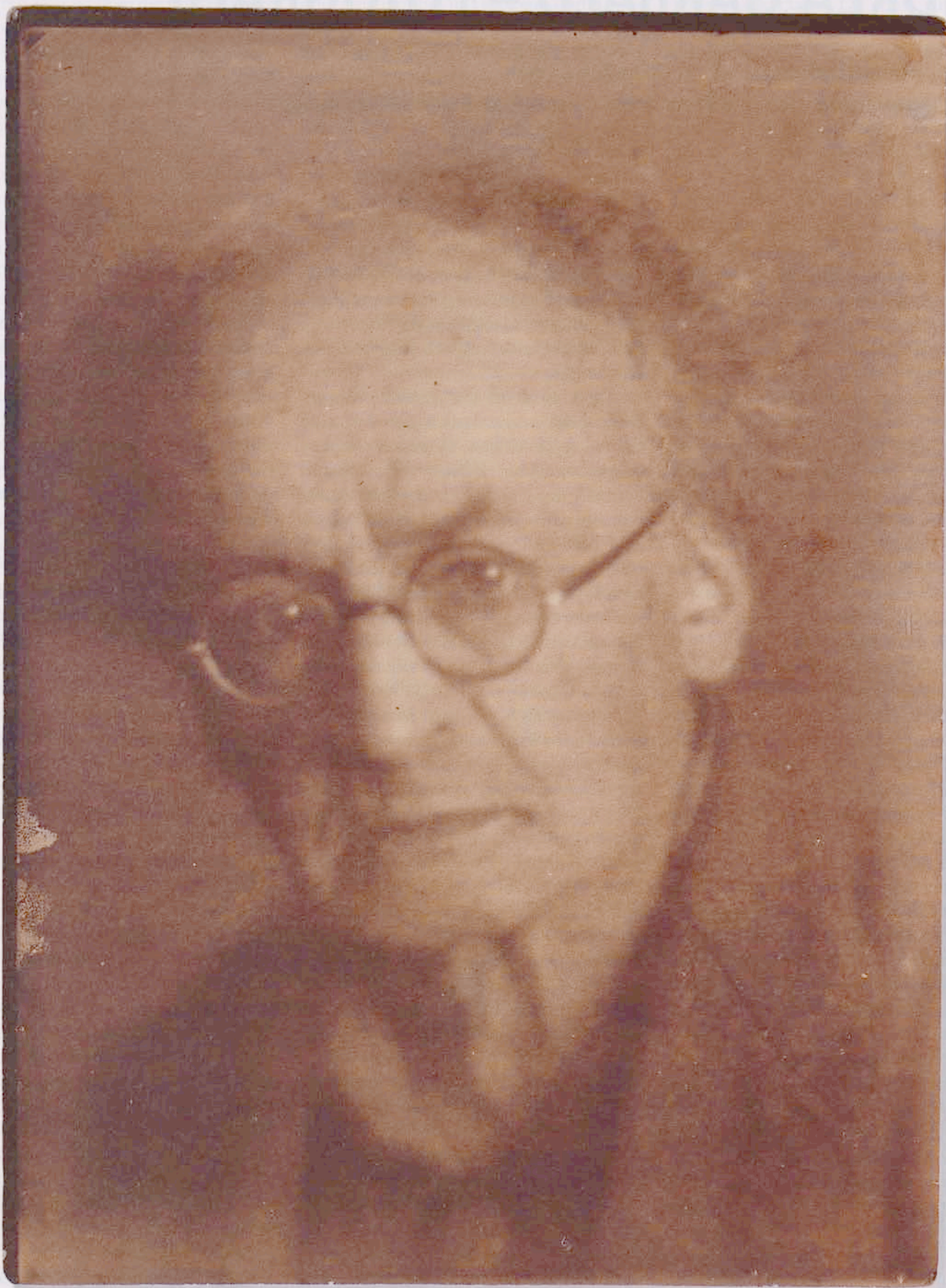
Die Geschichte der berühmt Gewordenen trägt solche Aussenseiter mit, eine der wenig beachteten heilsamen Nebenwirkungen ihres Erfolgs. So verdankt Garbald die Überlieferung seines Autorennamens vor allem der anderen Bergeller Familie mit dem klingenden G. Das erste (und einzige) Foto mit seiner namentlich erwähnten Urheberchaft blieb jedenfalls für mich lange Jahre das vielreproduzierte Familienbild der Giacometti vom Jahre 1911, eine Aufnahme, die Andrea Garbald zum 40. Geburtstag von Annetta in Soglio gemacht hatte. In diese Sonnenoase über dem Talgrund zogen die Leute von Stampa oft, auch wegen *La mannuqueta*, einer äusserst fetten Käserarität. Hier muss Garbald mit seiner Ausrüstung die sonnenhungrigen Ausflügler empfangen und ihnen ein Foto aufgeschwatzt haben. Selbst in einer so kultur- und bildbewussten Familie wie derjenigen von Giovanni und Annetta Giacometti sind fotografische Bilddokumente selten geblieben, nur die aussergewöhnlichen Lebensdaten waren für sie reserviert. So waren die Sorgen, die Agostino und Johanna Garbald-Gredig mit dem Metier ihres Sohnes – und zudem bald mit dem ihrer Tochter Margherita verbanden – wohl berechtigt.

Sie selber erscheinen auf ihrer Hochzeitsfotografie von 1861, einer erstaunlichen Kalotypie eines unbekannten (italienischen?) Meisters, in nachdenklicher, sinnender, ja besorgter Pose. Das halbleere Bücherregal hängt wie ein Versprechen zwischen dem Zolldirektor und der Dichterin Silvia Andrea, Intellekt und Sensitivität vereinen sich sinnbildlich in einer Agave, die hinter dem mit einer festlichen Klöppelarbeit belegten Tischchen als Symbol des Südens (der Extravaganz, der Leidenschaft?) flackert. Alle ihre drei Kinder sind aus diesem schön komponierten Dreieck geboren, und nur Augusto, der jüngste und talentierteste, Student der Medizin, hat sich am Feuer verzehrt. Margherita lernte nach dem Besuch der Haushaltsschule in Zürich auf den Spuren

ihres älteren Bruders ab Januar 1905 beim Fotografen Lang in Chur und hat 1905/06 in Basel bei Bernoulli als Volontärin gearbeitet. Nachher ist sie Andrea vor allem beim Entwickeln und Vergrössern zur Hand gegangen. Zu welchem Umfang das Archiv durch die jahrzehntelange gemeinsame Arbeit angewachsen ist, lässt sich nur noch ahnen. Grosse Teile sind verloren gegangen oder mutwillig zerstört worden; erhalten blieben 656 Glasnegative, 109 Celluloidnegative und rund 200 Originalabzüge, wobei sich solche sicher auch verstreut noch in hoher Zahl in Bergeller Familienalben finden.

Das so in Bruchstücken vorliegende Œuvre setzt um 1900 auf der Höhe der Zeit ein: Ausbildung und Fachliteratur befähigten Garbald offenbar, Porträts oder Genreszenen im neuesten Stil der Zeit, dem kunstfertigen Pictorialismus, zu gestalten. Neben den üblichen Cartes de visite gelangen ihm einfühlsame Studien in jener tonigen Umsetzung, die mit der Malerei wetteiferte. Was als schummrige Unschärfe durchaus Kunstwollen im Sinn etwa des berühmten Österreichers Heinrich Kühn war, fiel bei seinem Bergeller Publikum aber als ungekonnt bald in Ungnade. Die Bilder jedenfalls, die er etwa um 1905 für die Broschüre *Da Chiavenna al Maloja* aufnahm, oder das dreiteilige Alpenpanorama *Albigna* verraten einen im Sinne der gängigen Bildsprache naturgetreueren Stil, und die Sicht auf Soglio erscheint wie ein Vorbote auf das *Grosse, Stille Leuchten* der künstlerisch überhöhten Alpenfotografie der zwanziger Jahre und die Regentschaft des St. Moritzer Jahrgängers Albert Steiner.

Zwischen dieser präzisen Auftragsfotografie (*Soglio* erschien prompt als Postkarte) und seinen privaten, pictorialistischen Kunststücken entwickelte sich wohl eine Mitte, die vielleicht sein künstlerischer Ort geworden wäre, hätte er mehr Unterstützung gefunden (oder wäre mehr erhalten geblieben?). So dürfen wir getrost darüber spekulieren, welch bezauberndes, einzigartiges Ensemble der Zuneigung und Einfühlung resultiert hätte, wären sein *Blumenstillleben mit Frauenschühlein*, die Wollknäuel oder das unvergessliche Porträt eines Schafes, das nicht zufällig seinem fotografischen Selbstbild-



Ein letztes Selbstporträt
von Andrea Garbald, um 1950.



Bäuerin, Originalabzug von Andrea Garbald im
Stil des Pictorialismus, um 1920.



Porträtstudie aus den zwanziger Jahren.



Monte Sionne

P. Torrone

Cima di Castello

Monte Zorra

Cima della
Droscia

Piz gemiti

P. Cingalo

P. Ballo

Naturaufnahme von A. Garbald, Castasegna.

Ghiacciajo del Forno

Ghiacciajo di Casile

Ghiacciajo dell' Albigna

Beilage zum Jahrbuch S. A. C. XL.

Panorama vom Piz Bacone

Bruner & Co, Kunstverlag Zürich

Panorama des Piz Bacone, 1905.
Andrea Garbald schrieb dazu für den «Engadin Express» einen ausführlichen Bericht:
«Um 11 Uhr hatten wir das Mögliche erreicht, wir waren fast oben; der Gipfel blieb uns leider versagt, etwa 40 Meter von ihm entfernt stellte sich uns ein unüberwindliches Hindernis entgegen. Nachdem wir eine überhängende Wand überwunden hatten, klaffte eine Felsspalte vor uns, der jenseitige steile Rand war vereist und hätte unseren Füßen keinen Halt geboten, es wäre mehr als verwegen gewesen, den Sprung zu wagen. Wir kehrten einige Meter zurück zu einer Stelle, die uns ein paar Sitzplätze gewährte und wo ich für meinen fotografischen Apparat einen sicheren Platz fand» (Auszug).



Porträt der Schwester Margherita,
um 1920.



Bruno Giacometti mit Uniform, Trommel, Kanone und Fahne, die ihm sein Taufpate Ferdinand Hodler geschenkt hatte, 1915.



Blumenstillleben mit Frauenschühlein, um 1915.



Stillleben, Wollenknäuel, um 1920.



Porträt eines Schafes, um 1920.

nis ähnelt, mehr als Einzelstücke geblieben. Hier ist ansatzweise spürbar, dass gleichsam neben dem Hauptstrom der Zivilisation jemand Zeit fand, die Dinge ernst zu nehmen, ja ihnen eine Art von animistischer Liebe zukommen zu lassen. Er war ein Fotograf der Behutsamkeit. Ein Verwandter des Wanderfotografen Roberto Donetta, der im Bleniotal mit Samen handelte, betrieb er als Fachmann für Optik auch den Verkauf von Brillen. Diese Tätigkeit erschien wohl vielen im Tal als weit nützlicher als die bis heute erhalten gebliebene Bewunderung von Bruno Giacometti für seine Einführung des Films im Hotel Elevia in Vicosoprano. Die Garbalds waren die Modernisten der Taltschaft. Was sie wohl über ihre Talleute dachten?

In den dreissiger Jahren muss Andrea zusehends verstummt sein, jedenfalls erhalten sich keine Nachrichten mehr, nachdem seine Schwester und er 1931 vergeblich nach dem Aufenthalt des verschollenen Bruders Augusto suchten. Seit 1909 lebte Andrea in einem Frauenhaushalt, die drei Geschwister blieben kinderlos, und das ungeklärte Schicksal des Bruders muss die Zurückgebliebenen tief geprägt haben. Sie zogen sich wie symbolhaft unter die Pergola des Semper-Baus und dessen überhohe Umfassungsmauer zurück. Für das Tal wurden sie wieder Fremde, wie schon der Vater Agostino, der 1855 aus dem Prättigau als Zolleinnehmer nach Castasegna gekommen war. Bis zu seinem Rücktritt als Zolldirektor muss er sich als eidgenössischer Beamter über den Hausbau hinaus ein Vermögen zugelegt haben, das den Kindern eine sehr gute Ausbildung ermöglichte, sie in ihren geistigen Ambitionen förderte und ihnen über seinen Tod hinaus eine bescheidene materielle Existenz sicherte. Solche Gardinen, wie sie neben dem Strauss Frauenschuh prächtig und schwer fallen, hätten sie jedenfalls bei sich zu Hause nie gesehen, bemerkt Bruno Giacometti zum Stillleben, vielmehr seien selbst sie aufs Schmuggeln angewiesen gewesen, denn «wer hätte schon Schuhe im Bergell gekauft».

In den Erinnerungen Brunos, den Garbald um 1915 in der ihm von seinem Taufpaten Ferdinand Hodler geschenkten Uniform samt Trommel, Schwert, Fahne und Kanone als stolzen Knaben aufgenommen hat, kehrt Garbald denn auch weniger als Sonderling, sondern als ein Sendbote des Südens und des Neuen wieder. So gehörte er mit seinem Vater Giovanni zu den ersten, die den Einspänner mit dem Velocipede austauschten, während Bruno noch zu Fuss für Mamma von Maloja nach Stampa gehen musste, um etwas aus dem Garten zu holen. Zu-

dem lebten die Einwohner von Castasegna unter den Kastanienwäldern südlich der einschneidenden Porta, und die Buben von Stampa wurden in Bondo nicht nur mit Steinen empfangen, sondern in Castasegna auch von blühenden Feigenbäumen begrüsst. Nicht von ungefähr führen die pittoresken Stationen in Garbalds Fotobuch *Da Chiavenna al Maloja*. Obwohl Garbald bergellisch sprach, hörte Bruno den lombardischen Akzent von Sottoporta, den er auch von den aus Villa oder Chiavenna stammenden Dienstmädchen seiner Mutter kannte und von den Schülereisen, welche schon die Erstklässler auf offenen, von Pferden gezogenen Ladewagen in die Grotti Richtung Val di Spluga bei Chiavenna führten, wo es bereits am Morgen kalten Wein gab.

Als Garbald im Juni 1904 in einer sonnendurchfluteten Waldlichtung das Taufphoto für Alberto und Diego Giacomettis Schwester Ottilie im Kreis der Mutter und Verwandten machte, sitzt in seiner Mitte auch jene Elvezia Michel, Malerin und Weberin, die auch Silvia Andrea und Margherita Garbald gut gekannt und sich mit ihnen über ein Metier unterhalten hat, das die kunstfertigen Frauen nicht nur dieses Tals zusammenschloss und stärkte. Und links im Bild schliessen Anna Michel (später Gredig) und ihre Mutter Agostina Michel, geb. Baldini, das Rund, und so kreuzen sich in der weitverzweigten Verwandtschaft und Frauenfreundschaft an diesem Sonnentag die Familiensaga der Giacometti und der Garbald.

Eigentlich hatte Andrea Garbald wie viele andere Fantasten seiner Zeit das Fliegen erfinden wollen und sich dazu Flügel gebaut – er hat mit der anderen Zauberei, der Fotografie, die Lebenskreise vieler Familien eines Tals geschlossen und, als seine fotografische Laufbahn auslief, sich mit dem Geist von Sanskrit in überirdische Sphären begeben.

Die Fotogeschichte muss wegen Andrea Garbald nicht umgeschrieben werden – aber seine und ein paar andere erstaunliche Lebensgeschichten hätten wir ohne seine Lichtbilder aus den Augen verloren. ■



Von oben links im Uhrzeigersinn:
Im Dachstock der Villa Garbald.
Sicht aus der Villa.

Im Garten der Villa Garbald
von Architekt Gottfried Semper.
Fotos © Markus Bühler/Lookat

Segantinis Schwelle zum Paradies

VON SILVIA ANDREA

Segantini wurde der Rafael der Berge. Wie dieser dem Glauben des Mittelalters in seinen Madonnen und Heiligen Verklärung gab, so gab Segantini der Gebirgsschwärmerei unseres Jahrhunderts die Weihe des Naturkults.

Wenn die Natur in Maloja ganz zu erstarren schien, wandte sich Segantini nach dem Süden. Aber er ging nicht weit; er siedelte nach dem unteren Bergell, nach Soglio über.

In diesem bündnerisch-italienischen Bergdorf, vor sich die Majestät des Hochgebirges, unter sich ein wogendes Meer bräunlicher Gipfel der Edelkastanie, verbrachte Segantini mit seiner Familie den Spätherbst und Winter. Auch an diesem Flecken Erde hing er mit der ganzen Inbrunst seines Gemüts. «Soglio è la soglia del paradiso», «Soglio ist die Schwelle des Paradieses», pflegte er zu sagen, um die Gegend zu charakterisieren.

Immer war Segantini zu geben und zu helfen bereit. Kam ein armer Hausierer in sein Haus und zeigte sich Frau Bice zum Handeln wenig geneigt, so drängte er sanft: «Kaufe, kaufe dem Mann etwas ab, damit er zufrieden von dir gehe.» Sein Wahlspruch war auf gut mailändisch: «Fa del ben a tutti e imbroja nessün, tu allen Gutes und benachteilige niemand.» Darnach lebte er. Die Kirche besuchte er nicht; dennoch feierte er gern den Sonntag, am liebsten in Feld und Wald in Begleitung seiner Familie. Obwohl er sich offen zu freien Ansichten bekannte, konnten ihm weder protestantische noch katholische Geistliche gram sein, sondern verkehrten gern mit ihm.

Seine schwermütige Schönheit hatte er von der Mutter. Ihr Bild begleitete ihn durch das Leben und sein kindlicher Sinn umwob es mit der Glorie der Verklärung wie ein Heiligenbild. «Sie war schön wie der scheidende Frühling», pflegte er zu sagen, wenn er

von ihrem frühen Tod und seiner traurigen Kinderzeit erzählte.

Dass Segantini die Geselligkeit nicht pflegte, war ganz natürlich; er hatte keine Zeit dazu. Schon das Frühbrot fand ihn bei der Arbeit, und so lang es Tag war, gönnte er dem schöpferischen Pinsel keine Ruhe. Der Abend war für ihn die Zeit der Erholung. Er speiste im Kreise seiner Lieben, unterhielt sich mit ihnen, nahm teil an den Aufgaben der Kinder, sah ihre Schulhefte durch, und – wenn die anderen zur Ruhe gegangen waren, kehrte er zur Arbeit zurück, erledigte seine Korrespondenzen, las oder skizzierte, und oft fand ihn noch die Mitternacht über seinen Entwürfen. Kunst und Familie füllten sein Leben aus und waren ihm heilig.

Wie hoch er seine Kunst hielt, wie sehr er sie als den Ausfluss des ganzen Menschen betrachtete, sagt er selbst in einem Artikel der Wiener Rundschau. Denn so wenig mannigfaltig die Schulbildung des armen Jünglings gewesen sein mag, so liebte es Segantini doch hie und da die Feder zu führen und fand für seine Gedanken auch immer den richtigen Ausdruck.

Kurz vor seinem Tode liess er sich so vernehmen: «Wir sehen also: Hier ist die Natur. Sie tritt in die Seele ein und hat an dem Gedanken teil. Der Winkel gleitet über die Leinwand und gehorcht; er zeigt das Leben der Finger, in welchen sich alle Nervenschwingungen sammeln; es entstehen die Dinge, Tiere, Personen und nehmen bis in die kleinsten Teile Form, Leben, Licht an. Das heilige Feuer der Kunst lebt im Künstler und erhält ihn in einer Geistesspannung, jener Bewegung, die er seinem Werk mitteilt.»

Ja, Segantini hat in seinen Werken sein Herzblut, seine Seele hingegeben.

In den letzten Jahren trug er sich mit dem Gedanken, in Paris in einer eigens dazu erbauten Rotunde das Panorama der Engadiner Gebirgswelt auszustellen, und er suchte das ganze Engadin dafür zu interessieren. Der Plan konnte aus finanziellen Gründen nicht zur Ausführung kommen. Er aber gab den Gedanken nicht auf, das Engadiner Panorama zu malen. Er starb einundvierzig Jahre alt mitten im Glück und im Ruhme, die er sich durch eigene Kraft errungen hatte.



PRIMAVERA SULLE ALPI
Frühling in den Alpen (1897)

Kohle und Conté-Stift, mit
weisser Kreide gehöht auf Karton,
56 x 105 cm.
Segantini Museum, St. Moritz

ANDREAS BELLASI

1951 in Zürich geboren. Lebt in Graubünden. Journalist und Autor. Reportagen und Porträts. Veröffentlichte verschiedene Bücher, darunter «Vom Kraut zum höchsten Glück», 1993. Zuletzt erschienen «Als leben alias Sommerlad – Liechtenstein, die Schweiz und das Reich» sowie die Romanbiografie «Borromini», beide 1997.

ISO CAMARTIN

Geboren 1944 in Graubünden. 1985–1997 ordentlicher Professor für rätomanische Literatur und Kultur an der ETH und an der Universität Zürich. Lehrte und forschte über sprachliche Minderheiten und über die Kulturgeschichte des Alpenraums. Von 1996 bis 1998 Moderator beim Schweizer Fernsehen DRS. Heute freischaffender Publizist und Autor. Zahlreiche Publikationen, darunter: «Die Bibliothek von Pila», 1994 (zusammen mit Verena Auffermann); «Nelke und Caruso. Über Hunde», 1997; «Der Teufel auf der Säule», 52 Flash-Geschichten, 1998.

MARTIN FRÖHLICH

Geboren 1940, studierte an der ETH Architektur. Dissertation über Gottfried Semper 1974, von 1978 bis 1990 Sekretär der Eidgenössischen Kommission für Denkmalpflege, danach Denkmalpfleger der bundeseigenen Bauten. Heute Dozent für Architektur, Architekturgeschichte und Denkmalpflege an der Berner Fachhochschule für Technik und Architektur. Mitglied der Stiftung Garbald.

GUIDO MAGNAGUAGNO

Geboren 1946, während seines Studiums Mitarbeiter des Semper-Archivs der ETH Zürich. Vizedirektor des Kunsthause Zürich. Ausstellungsmacher, zuletzt «Arnold Böcklin – Giorgio de Chirico – Max Ernst. Eine Reise ins Ungewisse». Publikationen zur Fotografie und Schweizer Fotogeschichte, Mitglied der Schweizerischen Stiftung für Fotografie.

ILMA RAKUSA

Geboren 1946 in Ungarn. Lebt als Publizistin, Schriftstellerin und Übersetzerin unter anderen von Danilo Kiš und Marina Zwetajewa in Zürich. Werkauswahl: «Die Insel», 1982; «Miramar», 1986; «Steppe», 1990.

ANNA SCHINDLER

Geboren 1968, ist Journalistin. Sie studierte Geografie und Ethnologie an der Universität Bern. Von 1995 bis 1997 war sie Volontärin bei der Zeitschrift «du», seither arbeitet sie bei «Cash» und der «Weltwoche».

BEATE SCHNITTER

Studierte an der ETH Zürich Architektur, seit 1955 Inhaberin eines Architekturbüros. Spezialistin für die Restauration und den Umbau historischer Bauten, Beraterin des Schweizer Helmschutzes, Ortsbildberaterin, Mitglied des ständigen Bewertungsausschusses des Inventars der schutzwürdigen Ortsbilder der Schweiz.

MAYA WIDMER

Studierte in Zürich Germanistik und Anglistik. Sie ist Mitautorin der Bibliografie «Deutschsprachige Schriftstellerinnen in der Schweiz, 1700–1945», 1994; Mitherausgeberin eines Sammelbandes über Schweizer Schriftstellerinnen «Und schrieb und schrieb wie ein Tiger aus dem Busch», 1994. Von den Autorinnen Ma-

rianne Ehrmann (1755–1795) und Silvia Andrea (1840–1935) hat sie Texte neu ediert.

FOTOGRAFIE
MARKUS BÜHLER

Geboren 1969. Fotografenlehre. Seit 1993 Mitglied der Agentur Lookat. Im selben Jahr erhielt er den Kodak European Award for Young Professional Photography. Er arbeitete über Kleinwüchsige und Grönland. Seine Gotthard-Dokumentation erschien 1997 als Buch.

ABBILDUNGEN

gta Institut für Geschichte und Theorie der Architektur ETH Zürich, Nachlass Gottfried Semper.

BIBLIOGRAFIE
SILVIA ANDREA

«Erzählungen aus Graubündens Vergangenheit» («Ein Apostel», «Donat von Vaz», «Dem Licht entgegen»). Glarus: Vogel 1888.

«Faustine». Roman. Glarus: Vogel 1889. «Wilhelm Tell. Historische Erzählung, dem Schweizervolk zur Bundesfeier gewidmet». Frauenfeld: Huber 1891.

«Das Bergell. Wanderungen in der Landschaft und in ihrer Geschichte». Frauenfeld: Huber 1901 (2. Aufl. 1920).

«Violanta Prevosti». Geschichtlicher Roman. Frauenfeld: Huber 1905 (2. Aufl. 1920; ital. Übersetzung 1910; Reprint: hrsg. von Maya Widmer. Bern: Haupt 1996).

«Die Rätlerin. – Ein Apostel». Zwei Erzählungen aus Graubündens Vergangenheit. Schkeuditz: Schäfer 1905.

«Festspiel der Thurgauischen Zentenarfeier». Frauenfeld: Huber 1903.

«Wir und unsere Lieblinge». Frauenfeld: Huber 1914.

«Die Namenlosen». Chur: Sprecher 1922 (Broschüre).

«Die Rüfe». Erzählung. Frauenfeld: Huber 1927.

«Elisabeth». Novelle. Basel: Geering 1939.

ZUR PERSON

Biografie. In: «Helvetia», 25. Jg., 1902. S. 230–231.

Autobiografie. Chur 1923 (Broschüre). Autobiografisches. In: «Schweizer Frauen der Tat», 1931–1954. Zürich/Leipzig/Stuttgart: Rascher 1929.

AUSGEWÄHLTE SEKUNDÄRLITERATUR

Büttiker, Clara: «Silvia Andrea. Zum 80. Geburtstag». In: Schweizerischer Frauenkalender, 10. Jg., 1920. Seite 28–31. Zentralli, A. M.: «Silvia Andrea's Werke und Nachlass». In: «Rätia. Bündner Zeitschrift für Kultur», III. Jg., Nr. 3, 1940. S. 126–134.

Wehrli-Knobel, Betty: «Silvia Andrea, 1840–1935». In: «Bedeutende Bündner aus fünf Jahrhunderten». Bd. II. Chur: Calven 1970. S. 415–423.

Widmer, Maya: «Silvia Andrea. Nachwort», in: «Andrea, Silvia: Violanta Prevosti. Geschichtlicher Roman». Hrsg. von Maya Widmer. Bern: Haupt 1996 (Schweizer Texte. Neue Folge, Bd. 8). S. 251–286.

«du» erscheint monatlich bei
TA-Media AG, Werdstrasse 21
8004 Zürich, dem Verlagshaus vom

Tages-Anzeiger

VERLEGER
Hans Heinrich Coninx

REDAKTION
Baslerstrasse 30, 8048 Zürich
Telefon 01/404 60 30, Fax 01/404 60 40
e-mail-Adresse: elsbeth.rieder@dumag.ch
Internet: http://www.dumag.ch
Keine Manuskripte per Fax

REDAKTION
Marco Meier (Chefredaktor)
Georg Brunold (Stv.)
Franz Herzog (Art Director)

Barbara Basting, Helga Leiprecht
Camille Schlosser, Daniel Schwartz
(Mitarbeiter für Fotografie)
Fanni Fetzler (Volontariat)

Urs Husmann (Gestaltung)
Lilian Matt (DTP)

Elsbeth Rieder (Sekretariat)

RAT & TAT
Bea Calzaferri, Hans Danuser,
Martin Fröhlich, Gian Gianotti,
Gianandrea Walther, Maya Widmer

Dieter Bachmann (Editor h.c.)

VERLAG
TA-Media AG, Baslerstrasse 30, Postfach
8048 Zürich, Telefon 01/248 41 11

VERLAGSLEITUNG
Sylvia Gloor

ABONNEMENTSERVICE
Baslerstrasse 30, Postfach, 8048 Zürich
Telefon 01/404 63 70, Fax 01/404 62 66
(Mo–Fr: 7.30–17.30 Uhr)
Für Einzelheft-Bestellungen
Telefon 01/404 62 47, Fax 01/404 62 49
oder: www.dumag.ch

ABO- UND EINZELHEFTVERKAUF
IN DEUTSCHLAND
item GmbH
Leser-Service «du», Otterstadter Weg 1
67346 Speyer, Telefon 06232/64 32 32
Fax 06232/64 32 60,
e-mail-Adresse: aboLeserservice@item.net

ANZEIGENMARKT
Hans Jürg Klöti (Direktor)
Verkaufsleitung: Roger Knabenhans
Beratung: Yvonne Philipp
Disposition: Irene Ott. Tel. 01/248 40 43
Verkauf Deutschland:
Publicitas J.A.R. GmbH
Stephanie Schaefer, Postfach 810769
D-81907 München
Tel. 0049/89/921 06 12
Fax 0049/89/921 06 31
Verkauf Italien:
STUDIO VILLA MEDIA PROMOTION
srl, Carla Villa, Via Luca Comerio 1
I-20145 Milano
Tel. 39-2-311662, Fax 39-2-3310 38 48
Inserate Westschweiz:
Presse Publicité Rep. SA, Yves Golaz
7, avenue Krieg, 1211 Genève
Telefon 022/839 60 03, Fax 022/839 60 01

Die in dieser Zeitschrift publizierten
Inserate dürfen von Dritten weder ganz noch teil-
weise kopiert, bearbeitet oder sonstwie verwertet
werden. Ausgeschlossen ist insbesondere
auch eine Einspeisung auf Online-Dienste,
unabhängig davon, ob die Inserate zu diesem
Zweck bearbeitet werden oder nicht.
Der Verleger und die Inserenten untersagen
ausdrücklich die Übernahme auf Online-Dienste
durch Dritte. Jeder Verstoß gegen dieses
Verbot wird vom Verlag rechtlich verfolgt.

HERSTELLUNG
TA-Media AG Druckzentrum
Waser Druck AG, 8107 Buchs
© Copyright 1998 in all countries
of the International Copyright Union by
TA-Media AG

Eine Gründung der
Konzert + Huber AG anno 1941

PREISE

Länder	Einzelheft exkl. Porto	Jahr inkl. MwSt. und Porto	Schüler-/ Studenten- abonnement
CH sFr.	20.–	160.–	112.–
D DM	20.–	204.–	142,80
A öS	150.–	sFr. 182,15	135,05

Übrige Länder auf Anfrage.

Die Zeitschrift erscheint monatlich
und ist ohne Zuschlag mit englischer
Zusammenfassung erhältlich.

Ombudsmann der TA-Media AG
Dr. Arthur Liener, Postfach
3000 Bern 13

Beteiligungen der TA-Media AG:
Waser Druck AG, Bonus Medien AG, DTM Marke-
ting Support AG, Facts-Media AG, Regor AG,
Tages-Anzeiger Verlag AG, Verlags-AG
Sonntagszeitung (85%), Condor Films AG (70%),
Tagblatt der Stadt Zürich AG (60%),
TV3 AG (50%), Presse Publicité Rep. SA (50%),
Zuvo Zustell- und Vertriebsorganisation AG (50%),
Berner Zeitung AG (49%), Radiotele AG (35%),
SMD Schweizer Mediendatenbank AG (33%),
TeleZüri AG (33%), SECM World Media Network
(53%).

BEZUGSMÖGLICHKEITEN
IM AUSLAND
www.dumag.ch

AFRIKA: Ulrich Naumann, Booksellers
17 Burg Street, 8001 Cape Town
Rep. of South Africa

BELGIEN: Standaard Boekhandel N.V.
Tijdschriftenservice, Industriepark
Noord 5a, B-2700 Sint-Niklaas

DÄNEMARK: Magasin du Nord
A/S Th. Wessel & Vett Kongens
Nytov 13, DK-1095 Copenhagen

ENGLAND: Faith & Bardi (Books)
17, Middleton Road
GB-London NW 11 7NR

FINNLAND: Akateeminen
Kirjakauppa, Subscription Services
P.O. Box 128, SF-00101 Helsinki

FRANKREICH: Office Inter-
national Documentation, Librairie
48, rue Gay Lussac
F-75240 Paris Cedex 05

ITALIEN: Messaggerie Internazionali
per la Distribuzione della Stampa SRL
Via Rogoredo 55, I-20138 Milano

JAPAN: Orion Service & Trading Co.
P.O. Box 5216, J-Tokyo 107

ISRAEL: Sifriat Poalim LTD.
73, Allenby St., P.O. Box 526
IL-61004 Tel Aviv

LUXEMBURG: ABO-Service
Centre S.A., 49, boulevard Royal
L-2499 Luxembourg

MEXIKO: Librería Alemana
d. Ultramar, Benjam Hill 19-B
06170 México 11, D.F.

NIEDERLANDE: Swets & Zeitlinger
BV, P.O. Box 830
NL-2160 SZ Lisse

NORWEGEN: A/S Narvesens
Litteraturjeneste, Box 6140, N-0506 Oslo

ÖSTERREICH: Morawa & Co.
Wollzeile 11, Postfach 159, A-1011 Wien

PORTUGAL: Livraria Buchholz
Rua Duque de Palmela 4, P-Lisboa

SPANIEN: Diaz de Santos, S.A.
Books Department Lagasca
95, P.O. Box 6.050, E-28006 Madrid

SCHWEDEN: Wennergren-Williams
AB Subscription Department
Box 30004, S-104 25 Stockholm

TAIWAN: The Esite Corporation
1F/B1, 2 Shin Yi Road, Section 5
Taiphe, Taiwan, R.O.C.

USA: Museum Books, INC, Antauc
Publishing Corp., 6 West 37th Street
New York, N.Y. 10018

Heft 7/95, CHF 18.- Tibet. Der lange Weg	Heft 10/96, CHF 18.- Jane Campion. Neuseeland. Kino von der anderen Seite	Doppelheft 7/8 97, CHF 30.- Vietnam. Dossier Erinnerung	Heft 5/98, CHF 20.- Die Elbe. Fluss durch die Zeit
Heft 11/95, CHF 18.- Michelangelo Antonioni. Von der kürzeren Dauer der Liebe	Heft 12/96, CHF 18.- We insist. Max Roach. Das Schlagzeug	Heft 9/97, CHF 20.- Tom Waits. Die Ballade vom anderen Amerika	Heft 6/98, CHF 20.- Friedrich Nietzsche. Wende zur Moderne
Doppelheft 12/1, CHF 28.- Arche Afrika. Ausbruch ins Eigene	Heft 1/97, CHF 20.- Die Trommel. Weltsprache Rhythmus	Heft 11/97, CHF 20.- Tango. Eine Art Sehnsucht	Heft 7/98, CHF 20.- Giant Steps. Album Tenor Sax
Heft 3/96, CHF 18.- Iran. Drei Wege nach Isfahan	Heft 2/97, CHF 20.- Die Rhone. Ein Fluss und seine Dichter	Heft 1/98, CHF 20.- Das Gedächtnis der Worte. Von Büchern und Bibliotheken	Heft 8/98, CHF 20.- Bern. Hotel Bellevue Palace. Dépendance der Macht
Heft 5/96, CHF 18.- Unerhört. Zeit für neue Musik	Heft 3/97, CHF 20.- Lust am Bösen. Monster, Miezzen und Mutanten	Heft 2/98, CHF 20.- Haiti. Hölle und Himmel auf Erden	Heft 9/98, CHF 20.- Picasso. Seriell. Medial. Genial
Heft 7/96, CHF 18.- Die Ostsee. Neue Nachbarschaft im Baltikum	Heft 4/97, CHF 20.- Santiago de Compostela, Galicia & der Architekt Alvaro Siza	Heft 3/98, CHF 20.- John le Carré. Alle Arten von Verrat	Heft 10/98, CHF 20.- Fritz, François & Luc Bondy. Clan des Dramas und der Lettern
Heft 8/96, CHF 18.- Am Anfang war die Kunst. Die ersten Schritte des Menschen	Heft 6/97, CHF 20.- I love you forever, Pipilotti Rist	Heft 4/98, CHF 20.- Hautnah. Bilder und Geschichten vom Körper	Heft 11/98, CHF 20.- Der Kohl. Das Kraut. Ein Manifest
Heft 9/96, CHF 18.- Zentrum am Rand. Literaturstadt Lissabon			Heft 12/98, CHF 20.- Sankt Petersburg. Die gebaute Utopie

Der Ordnung halber: Die 'du'-Sammelkassette.



'du'-Hefte sind Sammelstücke und behalten über Jahre ihre Aktualität. Die 'du'-Sammelkassette (aus transparentem Acryl) ermöglicht eine übersichtliche, sorgfältige Archivierung der Hefte. Jede Kassette fasst exakt einen 'du'-Jahrgang mit 12 Heften.

- ☐ Ich bestelle hiermit _____ Exemplare der 'du'-Sammelkassette aus transparentem Acryl.
 - ☐ Ich bin Abonnent/in und bezahle nur CHF 48.- pro Stück (inkl. Porto und Verpackung).
 - ☐ Ich bin nicht Abonnent/in und bezahle CHF 58.- pro Stück (inkl. Porto und Verpackung).
- (A)** Antwortkarte bitte in Briefumschlag stecken und senden an:
'du'-Leser-Service, Baslerstrasse 30, Postfach, CH-8048 Zürich.



'du'
 Leser-Service
 Baslerstrasse 30
 Postfach
 CH-8048 Zürich

Der Ordnung halber: Die 'du'-Sammelkassette.



'du'-Hefte sind Sammelstücke und behalten über Jahre ihre Aktualität. Die 'du'-Sammelkassette (aus transparentem Acryl) ermöglicht eine übersichtliche, sorgfältige Archivierung der Hefte. Jede Kassette fasst exakt einen 'du'-Jahrgang mit 12 Heften.

- ☐ Ich bestelle hiermit _____ Exemplare der 'du'-Sammelkassette aus transparentem Acryl.
- ☐ Ich bin Abonnent/in und bezahle nur DM 48.- pro Stück (inkl. Porto und Verpackung).
- ☐ Ich bin nicht Abonnent/in und bezahle DM 58.- pro Stück (inkl. Porto und Verpackung).

Bitte
 freimachen,
 falls Marke
 zur Hand.

Antwort
 item GmbH
 Leser-Service 'du'
 Otterstadter Weg 1
 67346 Speyer

(CH) Bestellungen per Telefon 01-404 63 70, Fax 01-404 62 66, www.dumag.ch.
(A) Bestellungen per Telefon 0041-1-404 63 70, Fax 0041-1-404 62 66, www.dumag.ch.
(D) Bestellungen per Telefon 06232-64 32 32, Fax 06232-64 32 60, www.dumag.ch.
 Für andere Länder auf Anfrage: Telefon 0041-1-404 63 70, Fax 0041-1-404 62 66, www.dumag.ch. Preisänderungen vorbehalten.